Paed.
263
(4

ti. Bibliothek
egensburg

1111
1504.4.

346.

Paed. 263. IV

Kleine Kinderwelt,

oder

Neues Lesebuch

zur

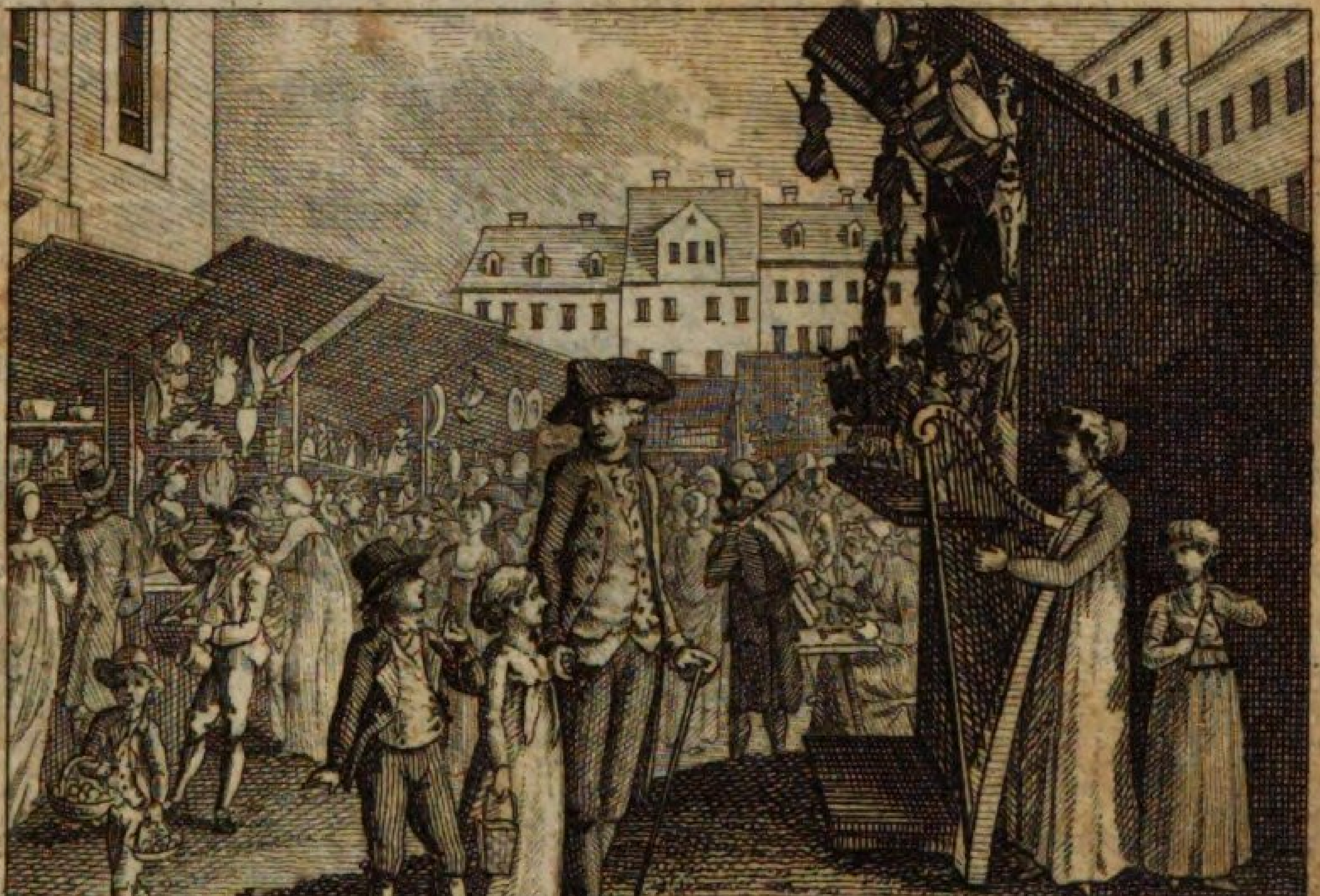
ersten Bildung des gesunden

Menschenverstandes

für

das Alter von fünf bis acht Jahren.

Viertes Bändchen.



Leipzig, 1801.

Bei J. B. Schiegg.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt.

I. Albert, Fritz und Röschen. S. 3

II. Der Jahrmarkt. 12

III. Herr Müller besucht mit seinen Kindern den unglücklichen Uhrmacher, dessen traurige Geschichte ihm auf dem Jahrmarkt erzählt worden war. 30

IV. Herr Müller besucht mit seinen Kindern den Jahrmarkt zum zweyten Mal, 68

V. Fortsetzung.

Der Wunderdoktor mit seinem Narren. 77

Der Guckkasten. 87

VI. Fortsetzung.

Das Glücksbüdchen. . . 101

VII. Fortsetzung.

Das junge Mädchen ohne Arme. 104

Die kleinen reisenden Musikanten. 140

VIII. Ferdinand. . . . 160

Nachricht. Die im zweyten Bändchen versprochene Fortsetzung des Briefwechsels zwischen Gustav, Adolph und Albertinen wird im fünften Bändchen geliefert, um nicht abermals aus einer Fortsetzung wieder eine Fortsetzung machen zu müssen. — Folgende Druckfehler werden hiermit angezeigt, damit solche dem Verf. nicht zur Last gelegt werden mögen:

Seite 8 Zeile 5 statt so lies sehr.
— 17 — 15 st. wurde l. würde.
— 38 — 11 st. meines Kaufgeldes l. eines höheren Kaufgeldes.
— 126 — 2 st. aller guter l. aller guten.

I.

Albert, Fritz und Röschen.

Alberts Vater, ein reicher, sehr vornehmer Mann, kaufte seinem Sohne fast wöchentlich neue Spielsachen. So oft Albert mit seinem Vater ausging, und er etwas neues sah, das ihm gefiel, so bestürmte er diesen so lange, bis er ihm das kaufte, wornach ihn gelüstete. In allen Winkeln der Stuben, worin sich Albert aufhielt, lagen Spielsachen umher.

Fritz und Röschen, des Nachbars Kinder, wohlgezogen und gut, und besser, als Albert, ob dieser gleich eines reichern und vornehmern Mannes Sohn war, und jene nur die Kinder eines armen Hand-

werkers waren, hatten von Alberts Vater die Erlaubniß erhalten, seinen Sohn bisweilen besuchen zu dürfen. Wenn sie nun zu dem kleinen Albert kamen, und all die neuen Spielsachen sahen, die ihm sein Vater wieder gekauft hatte, und die ältern zerstreut bald in dem, bald in jenem Winkel umherlagen, so wunderten sie sich gar sehr. Ach wenn wir den zehnten Theil von dem hätten, was Albert nicht mehr liebt, und in den Winkel wirft, wie glücklich wollten wir uns schätzen, sagten sie dann. Und wenn nun Albert aufgelegt und aufgeräumt war, so sagte er dann ganz freundlich: Je nun, wenn euch diese Spielsachen Freude machen können, so nehmt euch davon, was, und so viel ihr wollt; ich bin ihrer ja so überdrüßig.

Aber Fritz und Röschen nahmen nie eher etwas davon, als bis es ihnen auch Alberts Vater erlaubt hatte. Und auch dann, wenn sie von diesem die Erlaubniß

dazu erhalten hatten, so waren sie so bescheiden, und griffen nicht nach den vorzüglichsten Stücken.

Vater, sagte einst Albert, als er Röschen und Fritz besucht hatte, ich begreif' es nicht, wie das zugeht, daß die Spielsachen bey diesen Kindern länger dauern, als bey mir.

„Das läßt sich leicht begreifen, mein Sohn, antwortete der Vater; sie schonen sie mehr, als du, sie gehen besser damit um. Wenn ich dir heute etwas kaufe, so bist du vor Freuden außer dir darüber, und in dieser deiner ungestümen Freude denkst du an keine Schonung. Kaum kann der morgende Tag herauf kommen, so ist es zerbrochen, oder hat sonst einen Schaden erlitten. Fritz und Röschen sind behutsamer."

„Aber, das was ich ihnen vor einem Jahre geschenkt habe, ist ihnen heute noch eben so lieb, als es ihnen vor einem Jahre war; wie geht das zu?"

„Auch das ist ganz natürlich, antwortete der Vater. Jene Kinder spielen nur dann und wann; spielen nur zu ihrer Erholung; du aber willst nichts weiter thun, als spielen, und darum wirst du deiner Spielsachen so schnell überdrüßig. Versuche es ein Mal; bilde dir ein, du hättest gar keine Spielsachen mehr, schließe sie weg, daß sie dir aus den Augen kommen; und du wirst es bald finden, daß sie dir dann weit angenehmer seyn werden. Ueberhaupt habe ich mir es vorgenommen, dir gar keine neuen Spielsachen wieder zu kaufen. Du wirst nun größer, und deine Zeit muß dir nun kostbarer werden. Zeither warst du noch ein Kind; willst du immer nur ein Kind bleiben? So lange du so fortspielen wirst, so werden dir alle, weit nützlichere Kenntnisse nicht gefallen wollen, und je länger du spielst, desto saurer wird dir es ankommen, wenn du es künftig einsehen wirst, daß man viel, viel wissen müsse,

wenn man älter wird, und sich selbst leben muß."

„Vater," fragte Albert, „was willst du damit sagen? Ich verstehe das nicht. Lebe ich denn jetzt nicht schon?"

„Ja, du lebst; antwortete der Vater; aber ich und deine Mutter, leben für dich mehr, als du selbst. Wir sorgen, daß du essen und trinken kannst, daß du gekleidet wirst; was du brauchst, geben wir dir. Wir lehren dich, was dir schadet, und was dir nützt. Vater und Mutter werden sterben, du wirst allein seyn; wer wird nun sorgen für dich? wer wird dir geben, was du brauchst? Willst du betteln gehen?"

Albert wurde aufmerksam.

Fritz und Röschen kamen, und Alberts Vater sah sie gern. Er unterhielt sich mit ihnen über mancherley Gegenstände, und hörte mit Vergnügen ihre Antworten, ihre Einwendungen. Sie blieben einige Stunden bey Albert.

Als sie wieder weggegangen waren, gab Alberts Vater seine Zufriedenheit über Röschen und Fritz deutlich zu erkennen, und setzte hinzu: Albert, diese Kinder sind so arm; sie sind nicht älter, als du; und doch haben sie weit mehr Kenntnisse, als du.

Albert meynte, was sie gewußt, und wovon sie gesprochen hätten, das wüßte er ebenfalls.

„Das ist gut für dich;" sagte der Vater, und schwieg. Einige Stunden darauf wendete sich der Vater wieder zu seinem Sohne, und fieng von neuem, eben dasselbe Gespräch an, das er mit Röschen und Fritz geführt hatte. Er wollte dabey erfahren, ob Albert eben so viel wisse, als Fritz und Röschen; ob Albert sich nicht zu viel zugetraut habe.

Aber da haperte es gewaltig; Albert war sehr unwissend.

„Wer das, was er weiß," sagte der Vater, „nicht recht weiß, der weiß im Grunde nichts. Wer mehr zu wissen

vorgiebt, als er weiß, der macht sich lächerlich."

Albert fühlte sich, ging zu seinem Vater, und versprach ihm, eben so viel, und noch mehr zu lernen, als Röschen und Fritz. Und nun wollte er gar nicht mehr spielen.

„Das verlange ich nicht von dir, daß du gar nicht mehr spielen sollst, antwortete der Vater: Nein, du sollst nur nicht die ganze Zeit spielen. Wenn du, zwey Stunden höchstens, recht aufmerksam in deinen Lehrstunden gewesen bist, so erlaube ich dir recht gern, daß du eine halbe Stunde wieder spielen darfst."

Albert machte schon an eben demselben Tage, wo ihm der Vater dieses gesagt hatte, einen Versuch; er fuhr den kommenden Tag wieder so fort; machte es den dritten, den vierten Tag wieder so. Seine Lehrer waren mit ihm zufrieden. Wenn sie kamen, machten sie ein heiteres Gesicht;

und waren viel freundlicher, als sonst; denn Albert war jetzt viel aufmerksamer, wißbegieriger, als er zuvor gewesen war. Und was hatte nun Albert erst für eine große Freude! Er fühlte es, er sah es ein, daß er viel dadurch gewonnen hatte. Wie viel hatte er in drey, vier Tagen gelernt, was er vorher nicht wußte. „Und wenn du nun vier Wochen so bleibst, und so fortfährst, wie viel wirst du dann erst gelernt haben," sagte Albert zu sich selbst, als er eben von seinem Vater kam, und dieser sehr zufrieden mit ihm gewesen war; „dann werden Fritz und Röschen mich gewiß nicht mehr beschämen."

Albert lernte nun mehr und mehr; und wenn seine Lernstunden vorüber waren, so las er in einem nützlichen Buche; las bald die Geschichte eines fleißigen Knaben, bald das Geschichtchen von einem trägen und faulen Knaben; bald entzückte ihn dieses Geschichtchen, bald jenes, und

er selbst zog sich nützliche Lehren daraus; wendete das Gute auf sich an, um es nachzuahmen; haßte die Unarten, die er in diesen Büchern beschrieben fand, und ließ sich dadurch warnen. Endlich wurden ihm sogar seine vormaligen Spielsachen ekelhaft, und er fand nur an solchen Spielen Vergnügen, wobey er etwas lernen konnte.

II.

Der Jahrmarkt.

Es war Jahrmarkt an dem Orte, wo Herr Müller lebte.

„Vater, willst du uns nicht auf den Jahrmarkt führen?" fragten Herrn Müllers Kinder.

„O, das will ich wohl," antwortete er ihnen. „Ihr seyd fleißig und gut gewesen. Warum sollte ich euch dieses Vergnügen nicht machen!"

Da hatten die Kinder viel Freude; eins lief und hatte seinen Stock und seinen Hut geholt; ein andres hatte sein Sonntagskleid angezogen.

Da standen sie alle drey vor ihrem Vater. Was wollt ihr, meine Kinder? fragte der Vater.

„Je, nun, antworteten sie: du versprachst es uns ja, uns auf den Markt, und zu den Buden zu führen. O Vater, es sollen herrliche Sachen auf dem Markte zu sehen seyn!"

„Das glaube ich wol. Ich will euch auch gern herum führen; aber jetzt kann ich noch nicht; ich habe noch viel zu arbeiten. Auch ist es noch Zeit genug, wenn wir erst Nachmittags gehen. Geduldet euch. Sobald ich kann, will ich euch rufen."

Die Kinder gingen wieder, und ihnen wurde jede Stunde zu einer Woche. Der Vater kam aber bald, und rufte sie. Sie gingen mit ihm. Da standen denn auf dem Markt und in den Gassen mehr als zweyhundert Buden. In vielen Häusern war Musik. Man tanzte, man sprang, man sang. Wo der

Vater mit seinen Kindern ging, herrschte Leben und Freude. Die Gassen wimmelten voll Menschen.

„Kinder! ihr müßt genau Acht geben, wie ich mich wende und drehe, daß ich niemanden hindere, oder stoße. Wenn man jetzt eben so geradezu gehen wollte, als wenn die Straßen leer sind, so würde man sich manchen Ribbenstoß gefallen lassen müssen. Auch müssen wir beysammen bleiben; denn, wenn sich eins oder das andere von mir weg verlieren sollte, so würde sich es nicht leicht wieder zurecht finden. Ich kann mich wol zurecht finden; das aber könnet ihr nicht."

Therese nahm sich in Acht, daß sie nicht von des Vaters Seite kam; aber Adolph gaffte bald da, bald dorthin, und ehe er sich es versah, hatte er ein Paar derbe Ribbenstöße bekommen.

Der Vater warnte ihn, daß er das unterlassen, daß er nicht stehen bleiben

und gaffen solle. Aber Adolphen reizten die mancherley Buden und die Sachen, die in diesen hingen, und die vielerley Menschen, die hin und her gingen, so sehr, daß er immer wieder des Vaters Warnung vergaß. Nun hatte er's doch. Man hatte ihn auf den Fuß getreten, daß er kaum weiter fortgehen konnte. Er weinte.

„Wenn Adolph weint," sagte der Vater: „so müssen wir nach Hause gehen. Dann aber, Therese, gehe ich wieder allein mit dir auf den Markt. Adolph muß dieses Vergnügen entbehren, und dazu noch seine Schmerzen geduldig tragen; er war gewarnt, warum hat er nicht gefolgt."

Adolph versprach, sich nun besser vorzusehen, und nicht wieder herumzugaffen.

Adolph nahm sich nun, durch seinen Schaden klüger gemacht, besser zusammen. Bisweilen klagte er über den großen Drang und daß man ihm beynahe die Kleider

vom Leibe riß; bisweilen klagte er über die schmerzhafte Empfindung an seinem Fuße.

„Ich kann dir nicht helfen, antwortete der Vater auf diese Klagen: bey solchen Gelegenheiten muß man sich etwas gefallen lassen; und wer das nicht will, muß zu Hause bleiben."

Der Vater hatte sich nun durch das Gewimmel von Menschen glücklich hindurch gedrungen, und stand in einer Gegend, wo der Menschen nicht so viel waren. Da betrachteten sie von fern, was die Leute in den Buden feil hatten. „Kommen sie her! riefen die Verkäufer, alles ist hier wohlfeil, alles feine gute Waare."

Herr Müller ging an eine dieser Buden; man hatte darin schöne leinwandne Schnupf = und Halstücher zu verkaufen. Einige dieser Tücher gefielen ihm, er hatte Lust sie zu kaufen. Er fragte: wie

theuer diese wären. Man sagte ihm den Preis.

„O, das wäre auch sehr, sehr theuer!" rief Herr Müller aus.

„Vater, diese Frau hat also gelogen," sagte Adolph. „Sie sagte ja, daß alles bey ihr wohlfeil zu kaufen sey."

Die Verkäuferin lachte, und sagte ihm: „Junges Herrchen, ich habe nicht gelogen. Man handelt mit mir, und bietet mir dagegen, was man zu geben Lust hat. Es giebt viel Menschen, die einem kaum die Hälfte geben wollen, was man fordert. Forderte man bey diesen nicht mehr, so würde man gewiß mit Schaden verkaufen; ich würde nicht ein Mal so viel von ihnen bekommen, als was ich für diese Waare gegeben hätte. Ich habe viel Kosten. Ehe ich hieher reise, kostet es mir viel Geld; daß ich hier in dieser Bude verkaufen darf, das kostet wieder viel Geld. Nun will ich doch auch leben. Wenn man zu

Markte gehet, so reißt man viel an Kleidern und Wäsche ab. Es wäre wol gut, wenn alle Leute ehrlich und billig dächten; dann dürfte man nicht mehr fordern, als die Waare werth ist. Oft stehet ein Kauflustiger bey uns, und handelt eine Stunde um einige Groschen zu erhalten, und macht uns das Leben blutsauer."

Adolph sagte: sein Vater wäre ein billiger Mann, alle Leute hätten ihn lieb; alle Leute sagten das.

„Ich glaube das recht gern, antwortete die Verkäuferin: aber ich kenne ihren Herrn Vater noch nicht. Wird er öfter bey mir kaufen, so lerne ich ihn näher kennen, und dann fordere ich gleich nicht mehr, als wofür ich ihm meine Waare lassen kann. Und ich stehe dafür, er wird nicht sagen können, daß ich zu theuer verkaufe, oder daß ich die Leute betrüge."

Herrn Müller gefiel es, daß diese Frau seine Kinder unterrichtet hatte. Er fragte

sie, ob die Farben dieser Tücher ächt wären?

„Darauf können sie sich gewiß verlassen; sie werden fast schöner, wenn sie gewaschen werden; die Farbe bleibt, und geht nicht aus. Vierzehn Groschen habe ich für das Stück verlangt. Für zehn Groschen will ich es ihnen lassen, wohlfeiler kann und darf ich nicht verkaufen. Ich bin alle Jahrmarkte hier in dieser Bude zu finden; sind sie nicht mit meiner Waare zufrieden, so sollen sie mich eine Betrügerin schelten."

Herr Müller kaufte einige Tücher und ging nun mit seinen Kindern weiter. Es stand nicht weit von dieser Bude eine andere, in welcher man eben solche Tücher zu verkaufen hatte, als Herr Müller so eben gekauft hatte. Auch in diese ging er, und besah sich wieder einige Tücher. Er fragte den Mann: wie theuer er diese Tücher verkaufe?

Und der Mann forderte sechzehn Groschen für eins.

„Der ist ja noch theurer, als wo wir zuvor gekauft haben!“ sagte Adolph. „Die Tücher sehen ja nicht anders, ebenfalls nur blau und weiß aus.“

„Darauf kömmt es nicht an; die Farbe macht es nicht aus,“ erwiederte der Mann. „Meine Tücher werden vermuthlich feiner seyn. Wollen sie die Gefälligkeit haben, und mir die ihrigen zeigen, sagte dieser Mann Herrn Müller, so können wir uns bald davon überzeugen.“

„Das kann ich wohl,“ erwiederte Herr Müller. Und er zeigte die gekauften Tücher vor. Der Kaufmann betrachtete sie. „Die Tücher sind schön, recht schön; auch die Farbe ist ächt und gut,“ sagte er, „aber betrachten sie die meinigen genau, so werden sie finden, daß sie feiner sind. Und wie viel haben sie dafür gegeben?

„Zehn Groschen,“ antwortete Herr Müller.

„Sie haben billig gekauft,“ sagte der Verkäufer. „Die meinigen sollen sie für zwölf Groschen haben.“

Herr Müller kaufte die Tücher, und zahlte sein Geld.

Eine vornehme Dame trat in die Bude. „Er ist mir ein schöner Mann,“ sagte sie zu dem Verkäufer: „weiß er wol, daß die Tücher, die ich ihm am letztern Jahrmarkte abgekauft habe, die Farbe nicht gehalten haben? daß er mich betrogen hat?“

„Madam, sie thun mir zu viel, übereilen sie sich nicht;“ sagte der Verkäufer. „Ich legte ihnen verschiedene Sorten meiner Tücher vor. Sie waren ihnen zu theuer. Sie boten mir zu wenig dafür, daß ich ihnen solche nicht verkaufen konnte. Ich stehle meine Waare nicht, betrüge auch nicht die armen Leute, die solche verfertigen, drücke diese nicht bis aufs Blut, und gebe

gern, was sie verdient haben. Also kann ich doch nicht unter dem Werth verkaufen. Sie fragten, ob ich nicht wohlfeilere Sorten hätte. Auch diese zeigte ich ihnen. Sie betrachteten diese genau, und wurden mit mir Handels eins. Daß man feine gute Waare, die theurer ist und seyn muß, nicht so wohlfeil verkaufen könne, als die schlechtere, das, glaubt ich wenigstens, würden sie von selbst einsehen.

„Er ist doch ein impertinenter Grobian," sagte die Dame, und ging wieder von der Bude hinweg. Auch Herr Müller ging, als ihm der Verkäufer das Geld wieder herausgegeben hatte, was die Summe überstieg, für welche er die Tücher behandelt hatte. Zwey Tücher hatte er gekauft; jedes hatt zwölf Groschen gekostet; einen Laubthaler hatte er dem Manne gegeben; ein Laubthaler gilt einen Thaler und zwölf Groschen, wie viel bekam nun Herr Müller von dem Kaufmanne wieder?

Indem der Vater mit seinen Kindern von der Bude wegging, fragte Adolph: Dieser Mann, bey dem wir jetzt gekauft haben, schien mir ein hübscher und artiger Mann: die Dame hat ihm gewiß zu viel gethan, daß sie ihn einen Grobian nennte.

„Deine Frage will ich dir beantworten, wenn wir wieder nach Hause gekommen sind. Jetzt ist es nicht wol möglich, dir dieses genau zu erklären; denn sieh, was hier wieder für eine Menge Menschen herströmt, wir dürfen nicht stehen bleiben, wir würden gestört werden, und andern den Platz vertreten, die hieher wollen. Du siehst, der Platz ist überdieß sehr enge. Laßt uns nun um diese Buden herumgehen; in der dritten Reihe wird ein Mann sitzen, der Dosen, Uhren, Schnallen, seidne Strümpfe und mehr dergleichen Sachen zu verkaufen hat. Ich suchte ihn am letztern Jahrmarkt schon; aber ich fand ihn nicht.

Herr Müller fand die Bude zwar, in

welcher dieser Mann verkauft hatte, aber dieser Mann selbst war wieder nicht da. — Herr Müller fragte die Leute, die in dieser Bude feil hatten: ob der Mann, der sonst hier gesessen, und mit Uhren, Dosen, Schnallen und seidnen Strümpfen gehandelt hätte, seine Bude verändert habe?

„Ach, der darf gar nicht mehr handeln, und wird sich in unserm Lande nicht wieder sehen lassen dürfen," sagten die Leute.

„Wie so?" fragte Herr Müller.

Die Leute erzählten Herrn Müller, daß dieser Mann seine Waaren viel wohlfeiler verkauft habe, als er sie eingekauft hätte, um nur Geld zu lösen. Dadurch sey es gekommen, daß er nicht mehr für baares Geld hätte einkaufen können, und die Waaren nun habe borgen müssen. Es hätten sich auch Leute gefunden, die ein gutes Zutrauen zu ihm gehabt, und ihm von Jahr zu Jahr geborgt hätten. Wie aber das Jahr umgewesen sey, so habe er nicht Wort gehalten,

weil er das Geld, das er für die Waaren eingenommen, nicht zusammengehalten, und solches verschwendet habe. Die nun, die ihm die Waaren geborgt hätten, hätten natürlicher Weise dafür ihr Geld haben wollen; er habe um Nachsicht gebeten, sie hätten ihm auch die verlangte Nachsicht bewilliget; da aber die Zeit der Zahlung wieder herbeygekommen sey, so habe er wieder nicht Wort gehalten. Und da sie nun mit Strenge ihr Geld gefordert hätten, sey er davon gelaufen, und habe nun sein Weib nebst drey Kindern im Stich gelassen. Einer von denen, die er betrogen habe, sey sehr zu bedauern. Er sey ein armer, sehr armer Uhrmacher, der ihm sein ganzes Vermögen, zwey goldne und drey silberne Uhren, anvertraut habe, der dadurch in die traurigste Verlegenheit gesetzt worden sey, und Ach und Weh über den Betrüger schreye. Er wäre nicht lange erst an dieser Bude gewesen, habe bitterlich geweint, und immer

ausgerufen: „O wie unglücklich bin ich! Meine arme Frau, meine Kinder sind mit mir unglücklich. Wer hätte das von dem Manne denken sollen, er schien so ehrlich, so billig, so ordentlich; und nun ist er doch ein Schurke."

Diese Erzählung erschütterte Herrn Müller, und er ging gerührt von der Bude hinweg.

„Kinder, sagte er, laßt uns nun wieder nach Hause gehen;" und er wurde immer trauriger und nachdenkender.

„Vater, laß uns doch noch einiges sehen, was etwa merkwürdig ist. Wir sind ja noch nicht halb auf dem Markte herum," bat Albert.

„Vater, was ist dir?" fragte Therese: „Du bist nicht mehr so heiter, als du vor einer halben Stunde warst. Du bist doch nicht krank?"

„Nein, ich bin nicht krank;" beruhigte Herr Müller seine Tochter. „Mir liegt der

arme unglückliche Uhrmacher auf dem Herzen. Bey so wehmüthigen Empfindungen kann uns nichts Freude machen."

„Väterchen, so wollen wir lieber diesen Nachmittag wieder auf den Markt gehen, und uns noch einmal umsehen. Vielleicht bist du dann wieder heiter und vergnügt," schlug Therese vor, und der Vater genehmigte ihren Vorschlag.

Alberten war das hingegen gar nicht recht; er wäre trotz des Gewimmels der Menschen, trotz der Ribbenstöße, die er nicht selten empfing, trotz seines schmerzenden Fußes den ganzen Tag umhergegangen.

„Wie wär es, Kinder! sagte Herr Müller, wenn wir den armen Uhrmacher besuchten?"

Therese hatte eine Freude über des Vaters Entschluß. Sie war schon öfter mit dem Vater bey manchem Unglücklichen gewe-

sen. Sie hatte gesehen, wie der Vater die betrübten Gesichter froh und heiter zu machen wußte; sie hatte gesehen, wie leicht er die Thränen der armen Leute durch eine kleine Wohlthat trocknen konnte.

Albert meynte aber: Bey dem armen Uhrmacher werde es gar nicht hübsch seyn, und sie könnten ja erst dann zu ihm gehen, wenn der Jahrmarkt vorbey sey.

„Man muß nicht zaudern, wenn man einem Elenden, einem Unglücklichen helfen kann," antwortete der Vater. „Wie würde dir es gefallen haben, wenn der gute Mann, da du jüngst durch deinen Muthwillen in den tiefen Graben gefallen warst, ebenfalls gedacht hätte, wie du jetzt? wenn er gedacht hätte: Knabe, du kannst immer noch ein halbes Stündchen im Graben liegen bleiben; ich will erst gehen, und meinen Krug Bier austrinken. Aber der gute Mann eilte, und dachte an weiter nichts,

als wie er dich am leichtesten und am sichersten aus dem tiefen Graben herausbringen wollte.

Albert schwieg, und schämte sich.

Unter diesem Gespräch war Herr Müller mit seinen Kindern nach Hause gekommen.

III.

Herr Müller

besucht mit seinen Kindern den unglücklichen Uhrmacher.

„Kommt ihr schon wieder? ihr seyd gar nicht lange weggewesen," fragte Madam Müller ihren Mann, und ihre Kinder. „Es ist doch nichts vorgefallen?"

„Nein, meine gute liebe Frau, es ist nichts vorgefallen; auch sind die Kinder artig gewesen; aber es ist mir von einigen Marktleuten eine gewisse Geschichte erzählt worden, die mich wirklich erschüttert hat. Ich bin vielleicht im Stande, das Unglück eines armen unschuldigen Mannes, wenn

auch nicht ganz zu heben, wenigstens doch zu mindern. Und wer helfen will, muß schnell helfen; denn eine schnelle Hülfe ist oft doppelte Hülfe. Bestes, liebstes Weib, das ist unser beyderseitiger Grundsatz. Du weißt doch, daß ich vor einem Jahre von einem auswärtigen Galanteriehändler eine goldne Uhr kaufte?"

„Das weiß ich, antwortete Madam Müller. Du kauftest sie sehr wohlfeil, recht sehr wohlfeil."

„Und ich sagte dir damals schon, daß mir der wohlfeile Preis aufgefallen sey," fuhr Herr Müller zu erzählen fort: „daß mir der Verkäufer aber versichert habe, er könne mir die Uhr nur darum um einen so sehr wohlfeilen Preis verkaufen, weil er selbst nicht viel dafür gegeben habe, weil es ihm lästig sey, sie immer von Ort zu Ort mitzuschleppen, da sich zu dergleichen kostbaren Uhren nur wenig Liebhaber fänden. Er setzte hinzu: daß er lieber silberne Uhren verkaufe, und

an diesen wohlfeilern und beliebtern mehr gewönne, als an den theuren goldnen. Ich kaufe sonst nie Sachen, die mir unter ihrem anscheinlichen Werth feil geboten werden, weil ich glaube, daß dahinter ein Betrug stecken könne, oder daß man solche sogar gestohlen haben möchte. Von diesem Manne, der ein öffentlicher Verkäufer war, und seine Waaren nicht heimlich an den Mann zu bringen suchte, durfte ich letzteres nicht fürchten; und betrügen konnte er mich auch nicht, denn ich sah ja, was ich vor Augen hatte, was ich kaufen sollte. Und doch war dieser rechtschaffene und ehrlich scheinende Mann ein Dieb; denn alle die Uhren, die ich in seiner Bude sah, hatte er auf keine bessere Weise, als wenn er sie gestohlen hätte. Er hat sie gewissen fremden Kaufleuten abgeborgt, hat versprochen, sie nach einem Jahre redlich zu bezahlen. Er hat aber die Uhren unter ihrem Werth verkauft; hat das Geld liederlicher Weise verthan; hat also nicht

bezahlen können, und ist dann auf und davon gelaufen. Unter andern hat er auch einen hiesigen armen, sehr armen Uhrmacher betrogen, der ihm einige goldne und andere Uhren, vermuthlich all sein Hab und Guth anvertraut hatte. Dieser Mann soll ganz, ganz unglücklich geworden seyn. Mir fiel diese Erzählung auf das Herz. Ich muthmaße, daß vielleicht meine goldene Uhr, die ich jenem Betrüger abkaufte, dem armen Uhrmacher angehören kann. Es würde schändlich von mir seyn, wenn ich sie tragen und mich damit brüsten wollte. Der arme Mann soll seines Eigenthums nicht verlustig werden.

„Du willst ihm also diese Uhr wieder geben?" fragte Madam Müller.

„Allerdings! das ist Pflicht, wenn man ein ehrlicher Mann seyn will."

„Du hast aber funfzig Thaler dafür bezahlt," wendete Herrn Müllers Bruder ein,

der bey der Erzählung dieser Geschichte gegenwärtig war.

„Die Uhr ist mehr als hundert und funfzig Thaler werth," antwortete Herr Müller dagegen.

Herrn Müllers Bruder. Wird dir auch dieser Mann wenigstens deine funfzig Thaler wiedergeben können?

Herr Müller. Kann er sie nicht gleich baar bezahlen, so will ich sie ihm so lange borgen, bis er mich bezahlen kann. Verkauft er diese Uhr, so wird er mir meine funfzig Thaler gewiß alsdann wiedergeben.

Herrn Müllers Bruder. Es ist aber die Frage noch, ob deine Uhr auch eine von denen sey, die er dem Galanteriehändler anvertraut hatte.

Herr Müller. Das wird sich bald zeigen.

Herrn Müllers Bruder. Er könnte wol sagen, daß sie einst sein gewesen sey, und könnte dich hintergehen; besonders

wenn er merkt, wie du gesonnen bist. Er würde es vielleicht für kein Verbrechen halten, wenn er auf diese Weise sich seinen Schaden vergüten könnte. Armuth lehrt viel Böses.

Herr Müller. Armuth lehrt auch edel und gut seyn. Und dafür werde ich schon sorgen, daß der arme Uhrmacher von meiner guten Absicht keinen schlechten Gebrauch machen kann. Ich werde ihm diese gewiß nicht eher zu erkennen geben, bis ich meiner Sache ganz gewiß bin.

Herrn Müllers Bruder. Bruder, du bist ein zu guter, zu weicher Mann! Du läßt dich in solchen Fällen sehr leicht überreden. Erlaube mir, daß ich dich begleiten darf. Funfzig Thaler machen ein kleines Kapital aus; der Uhrmacher muß dir doch wenigstens eine Vergütung zukommen lassen? Wenigstens müßte er mir neunzig, bis hundert Thaler geben. Denn willst du die Uhr nicht tragen, und willst

du sie verkaufen, so gebe ich dir auf der Stelle hundert Thaler. Ich will Liebhaber finden, die sie mir wol mit zweyhundert Thalern bezahlen würden.

Herr Müller wurde einigermaßen über seinen Bruder verdrüßlich, und flüsterte diesem etwas ins Ohr. Es schien, als hätte er zu ihm gesagt, daß er durch diese Bedenklichkeiten seine Kinder nicht irre machen sollte; er säh es gar nicht gern, daß er ihnen kein beßres Beyspiel gebe, und seinen Geiz, seine Hartherzigkeit zu deutlich an den Tag lege.

Herr Müller holte seine Uhr, steckte sie in seine Tasche, und rufte seine Kinder, daß sie ihn begleiten sollten. Sein Bruder wollte sich ihm nochmals aufdringen, und mit ihm zu dem armen Uhrmacher gehen; aber Herr Müller wußte sich so fein zu entschuldigen, daß sein Bruder nichts dagegen haben konnte, als er ihm eine abschlägliche Antwort gab.

Herr Müller erkundigte sich zuvor bey jenen Marktleuten, die ihm diese traurige Geschichte erzählt hatten, nach dem Namen des Uhrmachers. Sie konnten ihm nicht nur davon Auskunft geben; sie konnten ihm sogar sagen, wo er wohne.

Mit schnellen Schritten eilte nun Herr Müller zu dem Unglücklichen. Er fand diesen Mann in seinen besten Jahren von schwerem Kummer ganz niedergedrückt; sein Weib war wegen des erlittenen Verlusts sehr krank geworden; drey kleine Kinder saßen an dem Bette der Mutter und weinten. Des Vaters tröstendes Zureden konnte sie nicht beruhigen.

Here Müller fragte; „ob er nicht eine gute Uhr bey ihm kaufen könne? Sie dürfe aber nicht übertheuer seyn.“

„Ach Gott!“ seufzete der arme Mann: „Sonst hätte ich ihnen wol damit dienen können; jetzt aber bin ich ein Bettler, der um

seine Ehre und sein Vermögen durch einen niederträchtigen Betrüger gekommen ist."

„Wie so?" fragte Herr Müller. Und der Uhrmacher erzählte mit einer edeln Offenherzigkeit seine Geschichte. Herr Müller sagte: daß auch er diesem Manne vor einem Jahre eine goldene Uhr abgekauft habe, und setzte hinzu: „Ist sie eine von denen, die sie ihm anvertraueten, so mache ich mir es zum Vergnügen, ihnen solche, ohne Ansprüche der Zurückbezahlung meines Kaufgeldes, wieder einzuhändigen. Gott hat mich so gesegnet, daß ich diesen Verlust leichter übersehen kann, als sie."

Der Uhrmacher stand voll Erstaunen da, und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. Er drückte Herrn Müllers Hand, und eine Thräne schlich aus seinen Augen. Die kranke Frau hub ihren Kopf aus dem Bette in die Höhe, ließ ihn aber schnell wieder sinken; faltete ihre Hände und lä-

chelte aus ihren sehr gramvollen Augen Herrn Müller dankbar zu.

Herr Müller zog eine goldene Uhr aus seiner Tasche. Er hatte zwey goldene Uhren; und beyde hatte er eingesteckt. Er zeigte die eine dem unglücklichen Manne.

„Nein," sagte dieser; „ihre Uhr ist keine von den Meinigen. Unter drey andern goldnen Uhren gab ich dem Betrüger, der mich durch so manche Betheurungen täuschte, dem ich nur glaubte, weil er in angesehenen Handlungen Credit hatte, auch eine goldne Uhr, die nicht mein Eigenthum war, die mir nur anvertraut wurde, daß ich sie zu verkaufen suchen sollte. Der Eigenthümer dieser Uhr verlangt sie nun von mir zurück, oder den Werth von 300 Thalern. Noch einen Monat hat er mir Frist gegeben, und ich muß ihm die Uhr oder 300 Thaler schaffen. Er ist ein hartherziger Mann; keine meiner Vorstellungen, keine meiner Bitten haben bey ihm etwas gefruchtet.

Er will mich in allen öffentlichen Zeitungen für einen Betrüger erklären, und so lange mich in das Gefängniß werfen lassen, bis ich ihn befriediget habe. Sehn sie dort mein krankes Weib; hier meine Kinder. Denken sie sich meine Lage, und fühlen sie, was meine Seele leiden muß. Man hat mich für einen ehrlichen Mann gehalten, und ich bin es nicht nur gewesen, sondern bin es auch jetzt noch, dieses schwöre ich ihnen beym allmächtigen Gott, der mich in dieser meiner schrecklichen Lage allein nur richten kann.“

Herr Müller und seine Kinder standen tiefgerührt da. Herr Müller faßte sich, um den armen Mann noch genauer zu durchforschen. „Aber,“ fragte Herr Müller: „diese Uhr muß sehr prächtig gewesen seyn, wenn der Eigenthümer 300 Thaler dafür fordert?“

„Diese Uhr war nicht nur ein prächtiges, sondern auch ein vortreffliches Werk. Der gewöhnliche Käufer würde diesen Preis

zwar viel zu hoch gefunden haben; aber der Liebhaber hätte gewiß 200 Thaler gern gegeben. Von dem Eigenthümer hatte ich den Auftrag, den Preis der Uhr selbst zu bestimmen, und sie nach Gewissen und Pflicht zu verkaufen. Und nun fordert er 300 Thaler von mir. Ich könnte manche Ausflüchte machen; aber nein! Auch hier will ich den ehrlichen Mann behaupten. Die Uhr ist 200 Thaler werth. 200 Thaler will ich dafür geben.

Und nun zeigte der Uhrmacher all die Vorzüge einzeln an, die diese Uhr auszeichneten, und beschrieb das Innere wie das Aeussere dieses schönen Werks. Herrn Müllers Augen erheiterten sich. Er nahm seine zweyte Uhr aus der Tasche, und fragte den Uhrmacher ganz gelassen: ob diese Uhr nicht fast eben so schön sey? — Und der Uhrmacher staunte. „Mein Herr," sagte er ganz wehmüthig: Diese Uhr gleicht nicht nur etwa der meinigen; nein, sie ist es selbst; sie ist es, die mir der ehrlose Betrü-

ger unter mancherley Vorspiegelungen abzuschwatzen wußte; sie ist es, die mich zum unglücklichen Mann macht. Arm, sehr arm wollte ich gern seyn und bleiben, wenn diese traurige Geschichte mich nur nicht um meine Ehre gebracht hätte, die ich für meinen größesten Reichthum hielt." —

Und jetzt strömten dem armen, betrogenen Manne die hellen Thränen aus den Augen.

„Wie viel bezahlte er ihnen für diese Uhr? Der Betrüger hat ihnen doch wenigstens die Hälfte zum Angeld geben müssen?" fragte Herr Müller.

„Nicht einen Groschen!" antwortete der Unglückliche.

„Wollen sie wissen, was ich dafür bezahlt habe?" fragte Herr Müller wieder.

„Unter 200 Thaler hat er sie ihnen doch nicht verkaufen können; 180 Thaler sollte er mir bezahlen."

„Nein, guter Mann! der schändliche

Mensch hat mir solche für 50 Thaler verkauft. Ich staunte über diesen geringen Preis, gab ihm, was er forderte; doch konnte ich ihm meine Verwunderung nicht bergen. Er wußte mir aber eine so glaubwürdige Geschichte zu erzählen, daß ich weiter kein Mißtrauen in ihn setzte; denn ich hielt ihn für einen ehrlichen und begüterten Kaufmann. Bey jedem Andern würde ich mich anders benommen haben. Nun sehe ich es freylich ein, daß er mich betrogen hat, und daß er mir diese Uhr auf Kosten eines höchst bedauernswürdigen Mannes so wohlfeil verkauft hat. „Ich fühle aber, mein Herr!" fuhr Herr Müller fort: „daß es nach meiner Denkungsart fast nicht ehrlich, wenigstens nicht menschenfreundlich seyn würde, wenn ich diese Uhr behalten, und dadurch gleichsam Antheil an dieser Betrügerey nehmen wollte. Hier! nehmen sie ihre Uhr zurück. Beschämen sie ihren Bedrücker, der für eine Uhr, die höchstens 200 Thaler werth ist, 300 Thaler

von ihnen, als einem armen unglücklich ge-
wordenen Manne fordern kann. Geben sie
mir wieder, was ich dafür gab, so will ich
zufrieden seyn. Jetzt, das sehe ich ein,
können sie mir auch diese 50 Thaler nicht
ersetzen; aber ich brauche dieses Geld nicht
zur höchsten Noth; bezahlen sie mir solche,
wenn sie können, und beruhigen sie sich."

Der Uhrmacher war ganz außer sich; es war, als träumte ihm. Er stand da, blickte bald starr zur Erde nieder; bald hob er seine Augen wieder zu Herrn Müller empor. Endlich faltete er seine Hände, und rief: „Gütiger Gott! so hast du mich doch nicht ganz verlassen!" Er stürzte vor Herrn Müller auf seine Knie nieder, faßte Herrn Müllers Hand; sah bestürzt zu ihm empor; seine Glieder bebten; seine Lippen zitterten. Er konnte kein Wort sprechen.

Herr Müller hob ihn auf, und sagte zu ihm: „Fassen sie sich! Nehmen sie die Uhr, händigen sie solche auf der Stelle dem

Eigenthümer ein. Will er sie noch bedrük- ken, oder neue Forderungen und Ansprüche an sie machen, so erzählen sie ihm die ganze Geschichte redlich und ehrlich. Nen- nen sie ihm meinen Namen. Bleibt er noch auf seinem Sinne stehen, beharrt er auf seinen unbilligen Ansprüchen, so will ich dann selbst mit ihm reden. — Morgen besuche ich sie wieder. Sie sind hülflos, das sehe ich. Nehmen sie diese Wenigkeit noch; helfen sie sich einstweilen damit. Gott wird weiter helfen."

Und Herr Müller drückte dem armen Manne Geld in die Hände.

Der arme Mann weinte nun vor Freu- den, da zuvor seine Thränen die Thränen der Angst, fast Thränen der Verzweiflung gewesen waren. Er wollte danken. Herr Müller legte aber seine Hand auf des Geret- teten Mund, daß er nicht weiter sprechen konnte; ging zu der todtkranken Frau, und tröstete sie. Die Kinder weinten, diese

beruhigte er. — Schnell ergriff er seinen Hut, nahm seine Kinder bey der Hand, und verließ das Zimmer.

Wie Herr Müller nach Hause kam, so sah es ihm seine Gattin an den Augen an, daß er recht innig vergnügt war. „Kinder" sagte er; „nun habe ich mir auch einen Jahrmarkt gekauft. Alles, was man hier Vortreffliches in den Kramläden, Gewölben und Buden findet, sind Kleinigkeiten und unbedeutende Dinge gegen das, was ich mir gekauft habe. Er umarmte seine Gattin, und sagte: Gutes Weib, ich habe einen braven, aber sehr unglücklichen, durch den niederträchtigsten Betrug unglücklich gewordenen Mann, ich habe sein Weib und seine Kinder gerettet; sie dürfen nun wieder wissen, was Ruhe und Freude auf der Welt ist. Meine goldene Uhr war die seinige gewesen; nicht die seinige zwar, denn einer der hiesigen vornehmen Leute hatte ihm solche anvertrauet, daß er sie verkaufen sollte. Der

Eigenthümer fordert die Uhr zurück, oder eine Summe von 300 Thalern. Und wenn er ihm die Uhr nicht wiederschafft, oder die 300 Thaler dafür nicht in vier Wochen bezahlen kann, so will dieser ihn ins Gefängniß werfen, und ihn in allen Zeitungen für einen ehrlosen Betrüger erklären lassen. Die funfzig Thaler, die ich dafür bezahlt habe, konnte er mir nicht wieder erstatten; ich habe es ihm zugesagt, daß er mir diese Summe bezahlen solle, wie und wenn er könne."

Und nun erzählte Herr Müller alles, was er gesehen und gehört hatte; schilderte die Leiden der kranken Frau, und lobte die kleinen guten Kinder. Dann fragte er seine Gattin: Nun, mein liebes Weib, habe ichs recht gemacht?

Und Madame Müller umarmte ihren Mann, und war sehr mit ihm zufrieden, daß er so gut mit der armen Uhrmacherfamilie umgegangen war.

„In solchen Umständen sieht es gemeiniglich schlecht in der Küche aus. Der arme Mann, die armen Kinder werden nicht viel haben genüßen können; denn wenn das Weib dem Manne und die Mutter den Kindern fehlt, da stehts immer nicht zum Besten. Ich habe heute gerade ein Essen, das ein Kranker essen darf. Wenn dem Kranken, besonders so armen Leuten, ganz unerwartet etwas ins Haus kommt; da ists nicht selten eine größere Stärkung, als die beste Arzney. Du hast doch nichts dagegen?| lieber Mann?" So sagte Madam Müller, die eben so gutthätig war, als ihr Gatte. Und Herr Müller hatte eine außerordentliche Freude über diesen Einfall. Madame Müller bestellte nun die Küche, und sorgte, daß die Ihrigen essen konnten. Herrn Müllers Bruder kam auch wieder. Die Neugierde trieb ihn vermuthlich zurück.

„Bruder, du siehst doch erstaunlich heiter aus," sagte er, und war voller Ver-

wunderung. Gewiß genug hast du deine Uhr gerettet, und sie war vermuthlich nicht ebendieselbe, wovon wir vorhin sprachen.

„O ja, lieber Bruder," antwortete Herr Müller, „die Uhr war ebendieselbe, war nicht ein Mal das Eigenthum des Uhrmachers, war ihm nur zum Verkauf von einem hiesigen angesehenen Manne anvertrauet worden."

„Wie viel hat dir der Uhrmacher vergütet?" fragte hastig der Bruder wieder.

„Der Uhrmacher ist ein äußerst armer Mann; es ist bey unserm Handel an gar keine Vergütung gedacht worden."

„Du bist doch ein gar sonderbarer Mann! Je nun! Wenn er dir wenigstens dein Kapitälchen mit landesüblichen Zinsen wieder zurückgezahlt hat, so hast du doch keinen Schaden;" äußerte Herrn Müllers Bruder.

„Auch auf die Zurückzahlung des kleinen,

unbedeutenden Kapitals habe ich nicht drin gen wollen. Der Mann ist äußerst arm, das habe ich dir schon gesagt. Wäre ich so hart gewesen, so würde ich ihn aus der einen Verlegenheit herausgeholfen haben, um ihn wieder in eine neue hineinzustürzen. Er mag mir diese 50 Thaler wieder bezahlen, wenn er kann."

Da schüttelte Herrn Müllers Bruder den Kopf, und sagte: Da wirst du lange, lange Zeit warten müssen. Dergleichen Leute denken selten ans Wiederbezahlen, wenn sie nicht durch Zwangsmittel getrieben werden. Und wenn du nun gar nichts wieder bekommst, setzte er hinzu: „was hast du dann von deiner Güte? Nichts als Reue, nichts als Aergerniß.

„Du irrst sehr, mein lieber Bruder. Ich empfinde ein ganz eigenes Vergnügen dabey, daß ich so und nicht anders handelte. Auch mußt du mir das ansehen, wie froh, wie heiter ich bin. Glaube mir, ich habe

nicht ein Mal daran gedacht, ob der Mann im Stande seyn wird, mich wieder zu bezahlen oder nicht. Ich bin überzeugt, daß ich an keinen Unwürdigen gerathen bin. Habe ich nur diesen unglücklichen Kindern einen Vater erhalten, so ist dabey auf die funfzig Thaler nicht zu achten."

Herrn Müllers Bruder schüttelte seinen Kopf schon wieder. „Ey, ey!" sagte er: „auf diese Weise kann man sein Vermögen sehr bald vermindern, und aus lauter Wohlthätigkeit ein armer Mann werden."

„Nun so schlimm dürfte es bey mir nicht werden," antwortete Herr Müller. Du siehst, ich bin zur Zeit noch nicht ärmer geworden. Ich versage mir manches rauschende Vergnügen, halte keine Gastereyen, mache keine Verschwendungen mit theuren Kutschen und Pferden, kostbarem Hausgeräth und allen den ähnlichen Dingen; und erspare dadurch jährlich weit mehr, als das kleine Kapital ausmacht, durch welches ich

manchen Armen, manchen Unglücklichen erfreuen, aufrecht erhalten, sogar retten kann. Dessen ungeachtet, wenn ich auch jenen Verschwendungen entsage, die oft ungeheure Summen kosten, so habe ich doch Vergnügen über Vergnügen. Ich befinde mich mit meiner guten Frau und unter meinen Kindern in meinem häuslichen Zirkel weit ruhiger, zufriedener, gesünder und glücklicher, als unter jenen Zerstreuungen, die oft von Aergerniß, und von vielen andern unangenehmen Empfindungen begleitet sind. Ich habe immer Lust und Kraft zu meinen Geschäften und Arbeiten, und wenn ich mit den Meinigen ausgehe, und es begegnet mir hier und da ein frohes Gesicht, das mich freundlich grüßt, uud wenn mir dann mein Herz sagt: auch an diesem frohen Gesicht hast du einigen Antheil, o dann fühl ich mich so glücklich, so glücklich! —

„Wenn dir aber dann auch Mancher begegnet, der sehr undankbar war, wie wird

dir dann?" wendete Herrn Müllers Bruder ein.

„O das habe ich schon mehr als ein Mal erlebt," erwiederte Herr Müller. „Aber nie haben mich dergleichen Erscheinungen muthlos gemacht. — Ich dachte: Du hast das Deinige gethan. Vielleicht wird es der Undankbare doch noch einsehen, und zur Erkenntniß kommen. Und wäre das auch nicht. War dem Unglücklichen, oder dem Armen nur geholfen, so war mein Zweck erreicht. Ich wollte ihm helfen, ich wollte ihm sein schweres Leben erleichtern, wollte ihn unterstützen, daß er besser und immer weiter fortkommen sollte. Sein Dank nützt mir nichts; und wer nur darum wohlthätig ist, damit der Empfänger der Wohlthat sich wie ein Wurm vor ihm krümmen, oder ihm die angenehmsten Schmeicheleyen sagen, oder ihm sogar dienstlich werden, und oft Dienste leisten soll, die seine Kräfte übersteigen, und wol mehr werth seyn dürften, als ihm der

wohlthätig scheinende Mann gab, o lieber Bruder, solch ein Wohlthäter ist kein Wohlthäter; er ist ein Peiniger armer unglücklicher Menschen; er ist ein Wucherer, der mehr verlangt als man ihm geben kann, und wer es ihm giebt, ist in der schrecklichen Nothwendigkeit, solchen Menschen mehr geben zu müssen, als er eigentlich geben sollte. Bruder! wer keine großen Forderungen macht, ist leicht zu befriedigen. Wer wohlthätig ist, und bey seiner Wohlthat schlechterdings einen Dank fordert, der die empfangene Wohlthat weit übersteigt, oder auch nur so viel verlangt, als die gegebene Hülfe werth ist, der hört auf ein Wohlthäter zu seyn; er ist nur ein Kaufmann, der seine Waare verkaufen und mit Wucher an den Mann bringen will. Ueberhaupt machen viele Menschen es nicht gut und sie sind mehr eigennützig, als wohlthätig, wenn sie, indem sie diesem oder jenem eine Wohlthat erzeigen, sogleich auf eine in die Augen fallende Dankbarkeit

dringen. Manchen Menschen ist es nicht gegeben, sich so bestimmt, und deutlich auszudrücken zu können, wie sie denken, und empfinden; man ist also ungerecht gegen sie, wenn man von ihnen fordert, was sie nicht leisten können."

Es schlug zwey. „Wie? schon so spät?" fragte Herr Müller; „andere Tage stehn wir Alle gewöhnlich um ein Uhr vom Tische auf."

„Heute machen wir eine Ausnahme," sagte Madam Müller. „Gewöhnlich essen wir eine Stunde früher —"

„Ich besinne mich;" erwiederte Herr Müller. „In dem heutigen Falle schadet es nichts, wenn man auch die gewohnte Ordnung überschreitet. — Essen kann man wenn man will; aber das Glück oder Unglück eines Menschen hängt oft an einem Augenblick; eine verspätete Hülfe ist oft gar keine Hülfe."

Und kaum hatte Herr Müller dieses ausgesprochen, so ward der arme Uhrmacher

angemeldet. Er kam in das Zimmer, und Freude und Angst lagen in seinen Gesichtszügen. Doch waren die Züge der Freude stärker, als die der Angst. „O, lieber Herr Müller!“ rief er aus, und sein Ton, mit welchem er dieses aussprach, drang Allen, selbst den Kindern, außerordentlich ans Herz. „Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich nicht schon heute Abend in das Gefängniß geworfen wurde. Der hartherzige Eigenthümer der Uhr hatte schon alle Anstalten getroffen, mich ganz unglücklich zu machen. Er hatte mir sein Wort gegeben, daß ich ihm binnen vier Wochen die Uhr selbst oder deren Werth ersetzen solle. Ich bringe ihm heute schon die Uhr, und nun äußerte er: daß er mir nicht getrauet und daß er solche Anstalten getroffen habe, durch die er sich wenigstens meiner Person habe versichern wollen: Er habe geglaubt, ich werde davon laufen, und ihn um die Uhr betrügen. Es sey wol gut, sagte er, daß ich ihm die Uhr bringe; aber er setzte hinzu:

Das könne mir alles, alles nichts helfen. Ich nennete ihren Namen, erzählte ihm die ganze Geschichte umständlich; aber er blieb dabey: Das alles könne nichts helfen; ich müsse ihm heute noch funfzig Thaler zahlen, sonst hätte er Verlust; ich müßte auch noch die Kosten bezahlen, die er bereits an die Gerichten hätte vorausbezahlen müssen, und wenn ich die funfzig Thaler und die zehn Thaler für die Unkosten binnen einer Stunde nicht bezahle, so würden die Gerichtsdiener kommen und mich gefangen nehmen. Sie würden mich in der ganzen Stadt suchen, wenn sie mich in meiner Wohnung nicht treffen sollten. Ich zeigte ihm die Uhr. Er wollte mir solche aus den Händen reißen. Es gelang ihm nicht. Ich verließ ihn, und eilte zu ihnen.

„Brav! brav!" rufte Herr Müller. Das haben sie brav gemacht. Sie haben also die Uhr bey sich?"

„Hier ist die Uhr," antwortete der Uhrmacher.

„Nun lassen sie mich sorgen," erwiederte Herr Müller: „geben sie mir die Uhr; ich selbst eile zu dem harten, ungerechten Mann. Sie gehen nach Hause, und bleiben ruhig. Es soll alles, alles besser gehen, als sie sich vorstellen. Ich stehe ihnen für allen Nachtheil."

Der Uhrmacher wollte Herr Müllern danken.

„Kein Wort mehr; keine Sylbe mehr," sagte Herr Müller: „eilen sie, mein Herr! Ihr krankes Weib, ihre Kinder werden nicht wissen, wo sie bleiben."

Der Uhrmacher ging. Herr Müller nahm Hut uud Stock, um sogleich zu dem Bedrücker des Unglücklichen zu eilen, und ihn zur Rede zu stellen,

„Der Caffee ist fertig; du bist gewohnt, gleich nach Tische ein Täßchen zu trinken;" sagte Madam Müller.

„Wenn ich wiederkomme! wenn ich wiederkomme,“ sagte Herr Müller. Wer helfen will, muß bald und schnell helfen.“

Und Herr Müller war schneller, als ein Pfeil zur Thüre hinaus.

Kaum war eine Stunde vergangen, so war er schon wieder da. Der harte Mann war durch Herrn Müllers Vorstellungen zwar anfangs nicht zu besänftigen gewesen; endlich gewann er ihn aber durch Drohungen. Herr Müller wich nicht von dannen, bis der Wucherer es ihm schriftlich zugesichert hatte, daß er an den Uhrmacher auch den kleinsten Anspruch nicht mehr zu machen habe, und daß er alle Kosten bezahlen wolle, Unbeschreiblich war Herrn Müllers Freude. Er wollte seinem Herzen Luft machen, eilte nach Hause und wollte diese seine Freude mit seiner Gattin theilen. Sie war aber vor einem halben Stündchen schon ausgegangen.

Herr Müller eilte zu dem armen Uhrmacher, und fand wider alles Vermuthen seine

gute Frau bey den armen unglücklichen Leuten, die nun gleichsam ein neues Leben begonnen hatten. Madam Müller saß am Bette der Kranken, die sich jetzt schon besser befand. Einen solchen Einfluß hatte die Freude über ihres Mannes unerwartete, schnelle, und zur höchsten Zeit glücklich erfolgte Rettung gehabt. Die Kinder und der Vater flogen mit Thränen der Freude Herrn Müller entgegen, sobald er sich nur sehen ließ. Das kleinste der Kinder stammelte einige Worte, womit es die Empfindungen seines Herzens freywillig ausdrückte.

Herr Müller bat, daß sie über alles, was geschehen sey, kein Wort weiter sprechen sollten; und gab dem armen Uhrmacher — (ich will ihn nun bey seinem Namen nennen) gab Herrn Weinhold die Handschrift in die Hand, die jener hartherzige Mann hatte ausstellen müssen, und kündigte ihm an, daß er von nun an von diesem nichts mehr zu befürchten habe, und

außer aller Sorge seyn könne. Herr Weinhold las, und seine Freude wurde noch größer. Er wollte in neue Danksagungen ausbrechen; aber Herr Müller gebot ihm Stillschweigen, und sagte: daß er so etwas nicht gern höre.

„So bitte ich, wenigstens dieses wieder zurückzunehmen,“ antwortete Herr Weinhold, und überreichte Herrn Müller ein nicht ganz kleines Röllchen, worin viel Geld war. „Wenn würde ich je im Stande seyn,“ setzte er hinzu: „ihnen diese Summe wieder zurückzahlen zu können! Ich war in einer zu großen Verlegenheit, als daß ich augenblicklich das Geld hätte zählen können, das sich in diesem Papier befand. Nachdem ich wieder von ihnen zurückgekommen war, habe ich erst nachsehen können, und ihre Güte setzte mich in Erstaunen. Ich bin ein schwächlicher Mann, meine großen Leiden, die ich zeither habe ausstehen müssen, haben mich noch schwächlicher

gemacht. Wie bald kann ich sterben. Mein hülfloses armes Weib, meine unmündigen Kinder, selbst mein ganzer Nachlaß würden diese meine Schuld nicht tilgen können. Lassen sie mir die Freude, ein ehrlicher Mann bleiben zu dürfen. Der Tod würde mir schrecklich schwer werden, wenn mich auf meinem Sterbebette der Gedanke ängstigen sollte: Du kannst deinen besten Wohlthäter nicht bezahlen, und hast ihn also um diese ansehnliche Summe gebracht. Ich bitte noch ein Mal, lieber Herr Müller! setzen sie mich nicht aufs neue in die große Verlegenheit, ein Betrüger scheinen zu müssen, da ich doch auch nach meinem Tode gern den Ruf eines ehrlichen Mannes zu behaupten wünschte. Sie haben heute meine Ehre gerettet; das gilt mir mehr, als wenn sie mir das Leben gerettet hätten. Diese Wohlthat werde ich nie vergessen. Wenn ich nun wieder als Vater für meine Kinder sorgen kann, wenn ich und mein Weib, das nun

der Gram nicht in das Grab stürzen wird, wechselseitig mit heiterem, vergnügtem Herzen unsere Pflichten erfüllen werden, so ist das ihr Werk. Ach, wir bedürfen nur wenig, um leben zu können; wir sind seit sechs Jahren mit der Kunst vertraut geworden, daß wir viel — sehr viel, leicht und ohne Murren entbehren können, was Andern zum Bedürfniß geworden ist. — Ich kann, und ich will arbeiten; ich will mir es gern blutsauer werden lassen. Das Wenige, was ich verdiene, wird Gott segnen, und mein wirthschaftliches Weib wird den geringen Verdienst zu Rathe halten. Wenn man das einzutheilen weiß, was man hat, so kann auch der Aermste auskommen. Diesen Grundsätzen sind wir zeither treu geblieben; und wir wollen ihnen auch jetzt nicht untreu werden. Wer weiß, ob wir bey glücklichern Tagen eben so zufrieden seyn würden, als wir es jetzt sind. Wollen sie mich aber, lieber Herr Müller, ihren Freunden empfehlen,

daß mich diese ihres Vertrauens würdigen, und daß ich auch für diese arbeiten darf, o so würden sie für mein Besserbefinden sehr gut gesorgt haben."

Herr Müller stand erstaunt da; sah Herrn Weinhold mit unverwandten Blikken an, drückte ihm dann die Hand, und sagte: Ja, ich will, ich kann sie empfehlen, sie sind ein ehrlicher Mann. Ich habe eine ansehnliche Bekanntschaft; an Arbeit soll es ihnen nicht fehlen. Aber, lieber Mann," fuhr Herr Müller nach einem kleinen Stillschweigen wieder fort: „wenn sie viel Arbeit bekommen, so haben sie doch auch mancherley Auslagen? Eine kleine Anlage zu diesen größern Auslagen würde gewiß nicht uneben seyn, würde ihnen manche Erleichterung schaffen. Zahlt man baar und auf der Stelle, wenn man kauft, so bekommt man viele Waaren wohlfeiler."

„Das ist wol in vielen Fällen wahr," erwiederte Herr Weinhold: „was ich zu

meinen Arbeiten bedarf, kann ich mir meist selbst verfertigen, und dann weiß ich, was ich habe, und ich bin überzeugt, daß weder ich betrogen bin, noch daß ich andre betrügen soll. Einige andere Kleinigkeiten, die ich nicht selbst verfertigen kann, und kaufen muß, sind nicht theuer. In solchen Fällen habe ich hier einen wackern Mann, der mich kennt, und der mir allenfalls diese Kleinigkeit eine kurze Zeit recht gern auf Credit giebt."

„Aber" wendete Herr Müller nochmals ein: „Sie haben Kinder. Diese bedürfen Unterricht. Koste dieser Unterricht so wenig, als er wolle, so langen doch einige Thälerchen immer nicht weit; oder —

„Ich verstehe dieses Oder, lieber Herr Müller;" sagte Herr Weinhold. „Sie dürften in dem Wahn stehen, daß wir unsere Kinder wild aufwachsen, und ohne Unterricht lassen wollten. Nein, das thun wir nicht. Haben wir auch nicht so viel Vermögen, um unsern Kindern einen Lehrer

halten zu können, so sorgen wir jedoch für sie. Die Mutter hat meinen zwey ältesten Kindern in einem Vierteljahre das Lesen gelehrt, und ich gebe ihnen im Schreiben Unterricht; dazu wenden wir die wenigen Stunden an, die uns von den täglichen Arbeiten übrig bleiben."

„Nein, mein Herr! nunmehr nehme ich dieses kleine Kapital ganz und gar nicht wieder zurück;" rief Herr Müller. „Es bleib in ihren Händen, und es sey hiermit ihren Kindern geschenkt. Nützen sie damit, so viel sie können. Bey ihnen, das bin ich überzeugt, wird es sicher genug stehen. Sprechen sie also kein Wort weiter. Ich werde sie oft besuchen, denn sie sind meinem Herzen lieb geworden."

Und nun nahm Herr Müller seinen Hut und Stock; Madame Müller stand ebenfalls auf, und beyde verließen diese gute Familie mit Achtung und Zärtlichkeit. Vater Weinhold, seine Gattin und seine Kin-

der waren vor Freuden außer sich, umarmten sich wechselsweise, und dankten Gott für den so schnellen und so glücklichen Ausgang einer für sie so lang trauriggewesenen Geschichte. Sie segneten Herrn Müller und seine eben so gute und wohlthätige Gattin, und konnten sich es einander nicht satt erzählen, wie sie Beyde mit einander gewetteifert hatten, ihnen ihr drückendes Elend zu erleichtern.

IV.

Herr Müller
besucht mit seinen Kindern den Jahrmarkt zum zweyten Mal.

Herr Müller war nun so vergnügt, daß es ihm seine Kinder ansehen mußten, wie froh seine Seele war.

„Wenn der Vater so seelenvergnügt ist, so kann er einem äußerst selten etwas abschlagen,“ sagte Adolph zu seiner Schwester: „wie wärs, wenn wir ihn bäten, daß er uns doch noch ein Mal auf den Jahrmarkt führen möchte?“

„Warum wollen wir aber den guten

Vater heute das zumuthen?" antwortete Therese: „es ist bald Abend."

„Närrchen, wie spät ist es denn?" wendete Adolph wieder ein. „Es ist vier Uhr und bis neun bleibt es ja Tag. Jetzt ging sichs vielleicht am besten; die plumpen Bauersleute werden nun heim gegangen seyn."

„Und da meynt denn der nicht so plumpe Herr Adolph, daß er nicht zu fürchten habe, man werde ihm wieder auf die Füße treten, wenn er so nach Herzenslust stehen bleiben und gaffen will."

„Das meynt denn nun — der nicht so plumpe Bruder Adolph ganz und gar anders, als es die kluge Mamsell Therese auszulegen beliebt. Ich verstehe mein liebes Schwesterchen schon, was sie damit sagen will. Man darf eben nicht plump seyn, und darf eben nicht nach Herzenslust stehen bleiben und gaffen, wenn man einen Tritt auf den Fuß bey solchen Gelegenheiten weg haben soll."

„Du bist böse? Bruder Adolph. Höre nur, ich bin auch böse.“

„Was du für Ursache dazu haben magst, das kann ich eben nicht begreifen.“

„O ja! Warum schimpfst du die Bauersleute, und nennst sie plump? Ich denke immer, wir Stadtleutchen sind oft nicht so gewandt, wie die Bauersleute; und daß ein Bauer uns derber auf die Füße tritt, als ein Tanzmeister, wenn wir daran Schuld sind, und ihm nicht aus dem Wege gehen, das macht ihn eben nicht plump.“

„Ja ja, Mamsell Therese hat heute wieder ein Mal Lust zu zanken. Aber ich werde mich hüten, und ihr Gelegenheit dazu geben: denn der Vater möchte uns hören; Mamsell Therese würde wie gewöhnlich die Schuld auf mich schieben, und da würde es heißen, wenn Adolph den Vater bitten würde, noch ein Mal mit ihm auf dem

Markt herumzugehen: abgeschlagen! Der Vater nähm wol gar Theresen, führte sie überall herum, wo etwas schönes zu sehen sey, und Adolph müßte zu Hause bleiben. Nein, nein, so einfältig ist Adolph nicht."

„Ey pfui!" rief Therese: „Was du für ein garstiger Mensch bist. Ich habe dich so lieb, so lieb! Und mußt du das nicht selbst sagen, daß ich dir das beweise, so oft ich nur kann. Und du kannst doch von mir glauben, ich könnte dir absichtlich und ganz muthwillig eine Freude verderben?"

„O ja, Schwester, das kannst du."

„Beweise mir das!"

„Hast du nicht erst gestern meinen Sperling, den ich in meinen schönsten Käfich gesteckt hatte, davon fliegen lassen?"

„Ja, das habe ich gethan, und habe es eben deswegen gethan, weil ich dich lieb, recht sehr lieb habe."

„Eine schöne Liebe! Läßt mir meinen Sperling davon fliegen, ohne mir nur ein einziges Wörtchen davon zu sagen. Und du wußtest doch, daß mir dieser Vogel viel Freude und Spaß machte."

„Aber du mißhandeltest das arme Thier so sehr."

„Was? ich hätte den Sperling gemißhandelt?"

„Ey wol, lieber Bruder."

„Gab ich ihm nicht von meinem Butterbrod?"

„Ja, und zwar solche große Stücken, daß das arme Thier bey allem Ueberfluß hätte verhungern müssen. Weißt du noch das Geschichtchen, das uns vorige Woche der Vater von einer gnädigen Frau erzählte, die einer alten Bettlerin, welche einen entsetzlich großen Fuß hatte, und barfuß ging, eine Wohlthat erzeigen wollte, und ihr ein Paar von ihren abgetragenen Schuhen gab, die so

klein waren, daß die arme Frau kaum mit dem halben, geschweige denn mit dem ganzen Fuße hineinkommen konnte. Was halfen ihr die Schuhe nun? Anziehen konnte sie solche nicht. Und doch dachte die gnädige Frau, daß sie dem alten, armen Weibe eine große Wohlthat erwiesen habe. Der Vater lehrte uns bey dieser Gelegenheit: daß es nicht genug sey, wenn man einem eine Wohlthat erzeige, man müsse auch darauf sehen, ob er das, was man ihm giebt, brauchen und nützen könne, und daß es ihm dienlich und seinen Umständen angemessen sey. Sieh, dein Sperling frißt wol Brod, auch wol gar Brod mit Butter; aber solche große Stücken, wie du ihm geschnitten hattest, konnte er doch wirklich nicht brauchen. Wären es kleine Brodkrumen gewesen, so würde er nicht dabey verhungert seyn; aber bey deinen großen Stücken, gewiß, gewiß, da wäre er in ein paar Tagen vor Hunger gestorben. Und was hättest du

davon gehabt? Obendrein sperrtest du das arme Thier in einen Käfich. Er konnte sich nicht ein Mal ein Bißchen andres Futter suchen. Und überdieß ist der Sperling ein Vogel, der gar nicht in einem Käfich leben kann. Wenn er auch zwey, drey Tage aushält; aber länger gewiß nicht: und dann liegt er todt im Bauer. Ach, er war so traurig, als säß ihm der Tod schon auf der Zunge. Ich fragte unser Dienstmädchen, was dem armen Thiere fehle? Und Röschen versicherte, daß er bald sterben werde, wenn ich ihn nicht fortfliegen ließe. Das wollte ich doch nicht, und ich machte also das Thürchen des Käfichs auf. Er war schon so matt, daß er kaum fliegen konnte. Hätte er nicht geglaubt, sein Leben noch in der Freyheit retten zu können, er würde sich die Mühe gewiß nicht genommen haben, und fortgeflogen seyn. Aber was thut die Liebe zum Leben! — Und so lieb uns das Leben ist, so lieb war es auch diesem Thierchen. Wenn nun

der Vogel gestörben wäre, und der Vater hätte das gesehen, so würde er gewiß auf dich böse geworden seyn. Und sieh, diesen Verdruß wollte ich dir ersparen. Kann ich dir es besser zeigen, daß ich dich recht sehr lieb habe?"

„Du weißt dich immer auszureden. Du hättest mir meinen Willen lassen, oder hättest mir es sagen können, dann hätte ich meinen Sperling schon selbst fliegen lassen wollen. Mir kam es zu, und dir nicht, denn der Vogel war mein, ich hatte ihn gefangen."

„Du ließest dich ja den ganzen Morgen nicht sehen, und hätte ich noch einige Stündchen warten wollen, so wäre dem armen Thierchen vielleicht nicht mehr zu helfen gewesen. Ich will dich aber auf der Stelle überführen, wie lieb ich dich habe. Adolph, ich will zum Vater gehen und will ihn bitten, daß er heute noch ein Mal mit uns auf den Markt gehen soll. Ich wäre nicht

wieder weggegangen; aber dir zu Liebe will ichs doch thun."

„Nun wenn du das thust, so sollst du doch meine gute Schwester seyn."

Und Therese ging augenblicklich zum Vater, und bat ihn, ihr und Adolphen dieses Vergnügen zu machen.

V.

Fortsetzung.

Der Wunderdoktor mit seinem Narren, und der Guckkasten.

„Recht gern will ich euch dieses Vergnügen heute noch machen," sagte der Vater.

Das heitere, vergnügte Wesen, das heute des Herrn Müllers Kinder an ihrem Vater wahrnahmen, und das ihn diesen ganzen Tag belebte, blieb ihnen, so lange sie lebten, gegenwärtig. Sie dachten oft an ihn und an diesen Tag, als er lange, lange schon gestorben war. Und wenn sie sich dessen erinnerten, so war ihnen alle Mal innig wol dabey, und sie versäumten keine Gelegenheit, wenn und wo sie wohlthätig werden konnten.

Herr Müller nahm seine Kinder und führte sie auf den Markt. Sie waren sehr froh und sehr lebhaft. Bald fragte Therese nach diesem, bald Adolph nach jenem, und der Vater beantwortete ihre Fragen gern.

„Vater, was giebt es dort für eine Menge Menschen, und was steht denn für ein vornehmer Mann in der Höhe, und ragt mit seiner großen Perücke und mit seinem mit Gold besetzten rothen Kleide über alle die Menschen hinweg, die um ihn herumstehen?" fragte Adolph.

„Mein Sohn," antwortete der Vater, „dieser Mann ist ein sogenannter Wunderdoktor, oder Marktschreyer. Er sucht durch seinen Rock, und durch seine Aufschneidereyen einfältige Menschen an sich zu locken. Er ist unverschämt genug, eine Menge Lügen seinen abergläubischen Zuhörern aufzuheften, und weiß sich dabey so zu benehmen, als wenn es unwiderlegbare Wahrheiten wären. Er betheuert keck, Könige und

Fürsten hätten sich von seinen Vorzügen überzeugt, und hätten ihm deswegen schriftliche Zeugnisse ausstellen lassen. — Seht, seht! dort bringt er ein großes langes Papier hervor, woran kleine hölzerne Kapseln hängen. In diesen Kapseln bewahrt er die Siegel der Fürsten; niemand kann sie aber besehen, und darf sie genau betrachten. Und doch ahnen viele dieser abergläubischen Menschen, die mit Erstaunen vor ihm stehen, den Betrug nicht, so leicht er auch zu errathen ist. Sie kaufen ihm seine Pulver, Tropfen, kurz, sie kaufen ihm seine Arzneyen ab, und sind fest überzeugt, daß sie ein Mittel wider alle Krankheiten sind. Dergleichen Marktschreyer haben schon viel Unglück angerichtet. So weiß ich besonders einen Fall, den ich euch kürzlich erzählen will. Ein solcher Mensch bot eine Salbe feil, die er allen Aeltern anrieth, deren Kinder mit ausgeschlagenen Köpfen geplagt wären. Eine Bauersfrau war froh, von einem solchen

Mittel zu hören, wodurch sie mit einem Mal die ausgeschlagenen Köpfe ihrer Kinder vertreiben könne. Sie hatte sich zuvor bey einem geschickten Arzt nach gutem Rath erkundigt, und dieser Arzt hatte geäußert: daß sie den Ausschlag bey ihren Kindern nicht vertreiben, und höchstens nur einige Abführungsmittel gebrauchen solle, die er ihr auch aufschrieb. Der Arzt sagte ferner zu ihr: Die ausgeschlagenen Köpfe wären gewissermaßen für eine Wohlthat der Kinder anzusehen, wenn sie freywillig erschienen, und nicht etwa durch Unreinlichkeit verschuldet worden wären. Sie solle Geduld haben, und sie werde sehen, daß ihre Kinder nach dieser nicht gefährlichen Krankheit recht gesund werden würden. Die Zeit ward dieser ungeduldigen Mutter zu lang; sie stand in dem Wahn, daß der Arzt, der ihr diesen verständigen Rath gegeben hatte, nicht viel verstehe, und sie kaufte nun dem Wunderdoktor oder Marktschreyer die ausgebotene Salbe ab.

So wie sie nach Hause kam, bedienete sie sich der Salbe. Die ausgeschlagenen Köpfe verschwanden schnell genug; aber ehe noch acht Tage vergingen, mußte sie ihre Kinder begraben lassen. Sie wollte fast vor Gram verzweifeln, und verwünschte den Wunderdoktor mit seiner Salbe."

„Das ist aber auch ganz abscheulich!" rief Adolph aus: „Solche Dinge müssen doch bekannt werden; wie kann man denn aber dergleichen Menschen alsdann noch abkaufen, was sie feil bieten?"

„Mein guter Sohn," belehrte ihn der Vater darüber: „wer das Unglück hat, so schwach an Verstandeskräften zu seyn, daß er alles glaubt, was man ihm vorschwatzt, wer nicht selbst untersuchen kann, oder will, was er höret, was er sieht; wer nicht anders als durch Schaden klug werden will; der schenkt sehr oft solchen Leuten sein ganzes Zutrauen, ob sie es gleich nicht verdienen, und wird sogar gegen diejenigen mißtrauisch,

die ihm besser rathen, und die Gründe angeben, wodurch er sich doch warnen lassen sollte. Es giebt noch viele solche Wunderärzte, die nicht auf den Märkten herumziehen, und nicht mit solchem lächerlichen Prunk auftreten, dafür aber im Stillen umherschleichen, und die unverständigen Leute zu täuschen, und sich ihr Zutrauen zu erwerben wissen. An solche betrügerische Quaksalber wenden sich vorzüglich die gemeinen Leute gern, und besonders diejenigen, die lange und gefährlich krank gewesen sind, und denen kein andrer Arzt hat helfen können. Oft ist es durch einen Zufall gelungen, daß dieser oder jener durch ein von solchen Quaksalbern erkauftes Heilmittel gesund worden ist; Kinder! merkt es euch aber wol, daß der Zufall den größten Antheil an der Genesung des Kranken hatte. Der Gesundgewordene nennt alsdann einen solchen Mann einen Wunderarzt, und preiset ihn öffentlich jedem Kranken an. Jener Zufall unterstützt aber

solche Heilmittel nicht immer, und der Kranke wird meistentheils zeitlebens elend. Ich will euch jetzt schon vor solchen Leuten warnen, damit ihr in Zeiten gegen sie mißtrauisch werdet, und sie euch, wenn ihr älter werdet, nicht irreführen können. — "

„Vater, höre doch! wie alle, alle dort schreyen und lachen, die vor dem hölzernen Gerüste des Quaksalbers stehen. Was muß es denn lächerliches geben?" fragte Adolph wieder.

„Bruder, siehst du denn den häßlichen Menschen nicht?" antwortete fragend Therese.

„Ach, ein Hannswurst!" rief Adolph.

„O, pfui! über den Herrn Doktor. — Er hat einen Narren bey sich! Schon darum hätte ich kein Zutrauen zu ihm," sagte Therese.

„Väterchen, laß uns ein wenig näher hintreten. Ich möchte doch hören, was der Hanswurst sagte, und worüber Alle aus vollem Halse lachen," äußerte Adolph.

„Kannst du dirs nicht schon einbilden, was man von ihm hören wird?“ fragte Therese.

„Du hast Recht, meine Tochter,“ antwortete der Vater: „Dieser Mensch spricht gewiß nichts, als die gröbsten Zoten und die unsittlichsten Worte aus. Ich glaube fast nicht, daß Adolph darüber würde lachen können. Therese lachte gewiß nicht. Da man schon im Voraus weiß, was man von solchen Leuten zu erwarten hat, so gehet man nicht hin. Wer dergleichen Dinge gern mit anhört, ohne daß er muß, und durch Umstände dazu gezwungen wird, der ist nicht viel besser und edler, als der, welcher dergleichen Possen treibt. Dieser Hannswurst ist zu bedauern, daß er so verächtlich von sich selbst denket, und keinen Funken von Ehrgefühl hat. Er lebt überdieß noch kümmerlich für die Schmach, die er sich selbst anthut. Sagt, was könnte elenderes auf der Welt gedacht werden,

als wenn man einen eben so sittenlosen, als geschmacklosen Narren macht, damit Andere etwas zu lachen haben sollen?"

„Wol, ja wol!" sagte Therese, und seufzete. Nach einem kleinen Stillschweigen fragte sie den Vater: „Du sagtest so eben, daß derjenige nicht edler und besser sey, welcher gern solche Dinge höre, wenn er anders nicht gezwungen sey, sie anhören zu müssen, als der, welcher den Possenreißer mache. Sage, wer will uns denn zwingen, daß wir dergleichen Dinge anhören sollen und müssen?"

Der Vater zuckte die Achseln, und erwiederte: Freylich wol, sollte man es kaum glauben, daß man in die Verlegenheit gerathen könne, solche Dinge — anhören zu müssen; aber es giebt gar vornehme Hannswürste. Man findet oft in den vornehmsten Gesellschaften gewisse Menschen, die sichs zum Verdienst anrechnen, weil sie sich für witzige Köpfe halten, den Lustigmacher,

den Spaßmacher zu spielen; und ein Lustigmacher ist in den meisten Fällen nicht viel besser, als — ein Hannswurst. Denn auf die Jacke und den großen Bart kommts nicht allein an. Man kann sich sehr schön und ganz nach der neuesten Mode tragen, und doch dabey — ein vornehmer Hannswurst seyn. Ist man nun in solcher Gesellschaft, so muß man sich zwingen, dergleichen abgeschmackte Dinge gelassen anzuhören. Lachen alle, so muß man wenigstens mitlächeln; wollte man seinen Aerger deutlich darüber äußern, so dürfte man sich leicht dem Spott der übrigen Gesellschaft aussetzen. Sieh, Therese! darauf zielte ich, als ich jene Worte sagte, die dir auffielen. —"

Therese fragte ihren Bruder: ob er auch alles, was der Vater jetzt gesagt hätte, gemerkt habe? Therese fragte aber nicht ohne Ursache, denn Adolph hielt es bisweien für eine Ehre, wenn er in der Gesell-

schaft seiner Gespielen Andre über sich zu lachen, und den Hannswurst machen konnte.

„Vater, lieber Vater, sieh, dort sammelt sich schon wieder ein Häufchen Menschen. Es sind zwar meist Kinder, wie ich jetzt erst bemerke. Vater, jetzt seh ichs genauer; es ist ein Guckkasten," rufte Adolph, und seine Freude über diese neue Erscheinung wurde an seinem ganzen Körper sichtbar. „O ich bitte dich, lasse mich in den Guckkasten sehen; „bat er dann seinen Vater.

Und Herr Müller schlug ihm diese Bitte nicht ab, und führte die Kinder zu dem Guckkasten. Adolph lief sogleich auf den Besitzer des Guckkastens zu, und fragte: wie viel man geben müsse, wenn man in seinen Kasten sehen wolle?

„Nach Belieben:" antwortete der Mann.

„Ey, ey!" erwiederte Adolph, „lieber Mann, das ist nicht gut für dich, aber desto besser für Andere. Wie, wenn ich dir nur

ein Dreyerchen gäbe, würdest du mich dann in deinen Kasten sehen lassen?"

„Junger Herr!" erwiederte der Besitzer des Guckkastens: „bey solchen Leuten, die ich für etwas rechts und für vornehm halte, fordere ich nicht geradezu, sondern stelle es in ihr Belieben, und ich verstehe darunter, oder hoffe es wenigstens doch, sie werden mir etwas mehr geben, als diese Buben da, die eben vor dem Kasten stehen. Denn weniger als einen Dreyer nehme ich nicht; und wer mir nicht einen Dreyer giebt, der darf auch nicht in meinen Guckkasten sehen."

„Höre Therese! Dieser Mann ist gar nicht dumm," sagte Adolph heimlich zu seiner Schwester: „wollen wir nun etwas besseres, als diese Buben, seyn, so müssen wir ihm schon — wie viel nun gleich? Ja, da müssen wir ihm doch wenigstens einen Groschen geben."

Therese lächelte, und Adolph trug dem

Vater seine Bitte vor, daß er diesem Manne einen Groschen geben solle.

„O ja!“ sagte der Vater: „Das will ich wol an euch wenden. Wenn dir der Guckkasten nur Freude machen wird. Therese, willst du auch in den Guckkasten sehen?“ fragte der Vater.

Aber Therese bezeigte keine große Lust dazu, und meynte, daß sie schon vor einem Jahre kein Vergnügen mehr daran gehabt, und daß sie das Geld gedauert hätte, was ihre Mutter dafür ausgegeben habe.

„Wer weiß, was das für ein Guckkasten gewesen seyn mag;“ antwortete Adolph. „Höre nur ein Mal auf den Mann, was er alles zeigt. Die Stadt Hamburg; die Stadt Berlin; die Dresdner Brücke; Amsterdam — und jetzt — o höre, höre nur! jetzt zeigt er den König von Preußen, Friedrich den Großen, in einer Feldschlacht — höre — wie jetzt die Kanonen brüllen; höre die Feldmusik! —“

„O, ich habe långst genug daran! Siehst du denn nicht, wie der Mann auf eine kleine Trommel schlågt? Und das soll den Schall der Kanonen nachmachen. Siehst du denn den kleinen Leyerkasten nicht, siehst du nicht, wie der Mann dreht und orgelt, und das soll eine herrliche Feldmusik seyn?“

Aber Adolph kehrete sich an Theresens Einwendungen nicht, und freuete sich immer aufs neue wieder, wenn sich der Schall der sogenannten Kanonen, und wenn sich die leyernde Feldmusik wieder hören ließ.

Adolph schlich sich zu dem Manne, der immer noch beschåftigt war, neue Vorstellungen zu zeigen, und fragte: ob er nun nicht bald in den Guckkasten sehen könne?

„Wenn diese fertig sind, die jetzt dastehen;“ antwortete der Mann. „Sie müssen noch fünf Vorstellungen sehen.“

Adolph. Müssen es denn noch fünf Vorstellungen seyn? Ich dåchte, sie könnten mit zwey zufrieden seyn.

Der Mann. Ich habe versprochen, zwölf Vorstellungen zu geben.

Adolph. Sie geben aber nur einen Dreyer.

Der Mann. Das hilft nichts.

Adolph. Es sind ja nur Bauerknaben.

Der Mann. Die verlangen ihr Recht so gut, als die vornehmen Stadtkinder.

Adolph. Höre du, ich sage dirs im Vertrauen, mache, daß wir bald an deinen Guckkasten kommen, denn siehst du, der Vater giebt dir für uns Beyde zwey Groschen. Glaube aber ja nicht, daß uns an deinem Guckkasten gar zu viel liegt. Denn wenn du nicht bald andre Anstalten machst, so gehen wir weiter, und wir mögen deinen Guckkasten gar nicht sehen.

Der Mann. Das können sie halten, wie sie wollen. — Ihr Geld ist mir lieb; aber anderer Leute Geld ist mir darum nicht weniger lieb.

Adolph. Du verdientest, daß wir den Augenblick gingen.

Der Mann. Und ich wundere mich, daß sie nicht schon lange gegangen sind. Junger Herr, wie würde es ihnen gefallen, wenn ein Andrer käme, indem sie vor meinem Kasten stünden, und verlangte, daß ich es ihnen eben so machen sollte, wie sie wollen, daß ich es jetzt mit diesen Bauerknaben machen soll?

Adolph (etwas stutzig geworden) Hm! — Hm! — Da würde ich dir mehr bieten, als dir jener Mann geben wollte.

Der Mann. Und wenn dieser sie wieder überböte, und so lange sie überböte, bis sie kein Geld mehr hätten, und dann doch fortgehen müßten, wie dann? Denken sie darüber ein wenig nach, und gedulden sie sich indessen. —

Adolph schlich sich von diesem Manne wieder weg, und ging zu seinem Vater.

„Adolph, ich hörte, daß du zu dem

Guckkastenmanne sagtest, du wolltest wieder gehen; also ist dir die Lust vergangen, hier zu bleiben?" fragte der Vater.

Adolph. Je nun, bald, bald wäre mir die Lust vergangen. Aber wir wollen doch noch ein wenig warten.

Der Vater und Therese lächelten, und Adolph merkte nun erst, daß man ihn beobachtet hatte. Endlich wurde doch Adolphen die Zeit fast zu lang. Er konnte seine Ungeduld nicht länger verbergen. „Die unersättlichen Bauerknaben wollen doch immer und ewig an dem Guckkasten hängen bleiben!" seufzete er.

Und Adolphs Vater bemerkte: daß er auch noch andere Knaben, als diese Bauerknaben kenne, die bey dem Genuß ihrer Vergnügungen oft unersättlich wären."

Adolph schielte ganz von der Seite nach seinem Vater hinauf, und dachte dabey: Das hat der Vater wol auch nicht ohne Absicht gesagt; vermuthlich sollte das dir gel-

ten.“ Und er verhielt sich von nun an ruhiger.

„Ja, ja; liebes Brüderchen,“ flüsterte Therese Adolphen heimlich ins Ohr, und klopfte ihm dabey auf die Achsel: „es kann gar nichts schaden, daß auch du ein Mal den Verdruß empfinden mußt, den Andere so oft bey deinen vorsätzlich und bisweilen sogar muthwilligen Streichen empfunden haben. Erinnerst du dich noch, wie lange du mich nur erst vorgestern noch auf das Bilderbuch warten ließest, das der Vater gleich wieder haben wollte, weil er es wegschicken mußte? Wie lange hattest du schon darin herumgeblättert, und doch konntest du dich nicht entschließen, mir ebendasselbe Vergnügen zu gönnen, das du dabey so lange genossen hattest.“

„Bst! Bst! liebes Thereschen, laß das heute gut seyn!“ sagte Adolph bittend. — Zu seiner großen Freude kam jetzt der Guckkastenmann und sagte: daß alle Gläser nun

frey wären, und daß er seine Vorstellungen sogleich wieder aufs neue anfangen wolle.

Therese und Adolph gingen zu dem Guckkasten hin. Adolph zählte gewissenhaft, ob der Mann auch ihnen alle Vorstellungen zeige. Es fehlte keine. „Nun schaun sie, junger Herr! noch ein Stückchen zur Zugabe."

„Das ist schön!" rief Adolph entzückt, und sagte zu seiner Schwester: „Siehst du wol, daß der gute Mann doch einen Unterschied macht? Die Bauerjungen sahen eine Vorstellung weniger."

„Ich wollte ihm diese sehr gern schenken," sagte Therese: „Sie wird gewiß nicht besser seyn, als die wir zuvor sahen."

„Wie?" antwortete Adolph nicht ohne Verwunderung: „Wie? der Guckkasten gefällt dir nicht? — Sieh! Jetzt kömmts! Was wird, was muß das seyn?"

„Da werden sie sehen," fing der Guckkastenmann mit gehobener Stimme an, „den größesten Berg, den es in der Welt giebt —

und hinter diesem Berge ein kleines Thal in welchem ein Schäfer seine Heerde weidet und wozu er sich ein angenehmes Liedchen auf seiner Flöte bläst."

„Das ist ein abscheulicher hoher und breiter Berg," rief Adolph. „Aber ich sehe doch nichts weiter, als den Berg, und der Mann sprach doch von einem schönen Thale, von einem Hirten mit seiner Heerde —

„Frage ihn doch darum," sagte Therese etwas schalkhaft. Und Adolph bedachte sich nicht, und fragte: „Lieber Mann, den Berg sehe ich wol; aber wo bleibt das Thal und der Schäfer mit seiner Heerde? —"

„Ich sagte es ja deutlich, daß das Thal, der Schäfer und die Heerde hinter dem Berge wären," antwortete der Mann lächelnd.

„Nun, beym Himmel, ich habe sehr, sehr scharfe Augen, aber ich sehe doch nicht das mindeste."

Und Therese wollte sich fast todt lachen: „O Jemine! o Jemine! Bruder, merkst du denn gar nichts?“ fragte sie.

„Nun, was soll ich denn merken?“ fragte Adolph Theresen treuherzig wieder: „Siehst du denn etwas?“

„Hinter dem Berge! —“ rief Therese wieder; und legte recht bemerkbar den Ton auf die Wörter: hinter dem Berge. — Und Adolph wurde ärgerlich.

„Bruder, besinne dich doch!“ sagte Therese wieder: „Wer kann denn sehen, was hinter dem Berge stehet?“

Adolph besann sich, wurde roth und schwieg. Aber Therese lachte, und auch Adolphs Vater konnte des Lachens sich nicht enthalten.

„Brüderchen! Brüderchen! das Mal bist du garstig angeführt worden!“ — sagte Therese, und fing aufs neue wieder an zu lachen.

„Hm! ist dirs doch auch nicht besser gegangen," erwiederte Adolph.

„Gehorsamer Diener!" fiel ihm der Guckkastenmann in das Wort: „dem Mamsellchen galt dieser Spaß gar nicht. Sie machte ja den jungen Herrn aufmerksam genug, wenn er sonst etwas hätte merken wollen. Der junge Herr schien mir vorhin so klug zu seyn, und ich wollte eine Probe machen, ob er auch so klug seyn möchte, als er sich dünkt, und darum gab ich diese Vorstellung zur Zugabe."

Herr Müller drückte dem Manne einen halben Gulden in die Hand, und that gar nicht, als ob er etwas bemerkt habe. Er nahm seine Kinder und ging weiter.

„Nun, Adolph! wie hat dir der Guckkasten gefallen?" fragte der Vater.

Und Adolph meynte: daß alles lauter dummes Zeug gewesen sey. —

„Du bist in deinen Urtheilen recht sehr veränderlich," antwortetete der Vater.

„Anfangs schien dir alles zu gefallen. War etwa das Thal und die Schäferey hinter dem Berge daran Schuld, daß du jetzt tadelst, was du vor wenig Minuten noch bewundertest? Adolph! Adolph! ich werde vermuthlich den rechten Fleck getroffen haben. Ich kann daher deinem Urtheile nicht trauen; denn ein beleidigter Mensch, oder auch derjenige, der sich nur beleidigt zu seyn glaubt, und es doch nicht ist, Beyde können selten richtig urtheilen, und sie verrathen sich gar zu leicht. Wer hingegen eine anscheinliche Beleidigung gelassen ertragen kann, und sich nicht verleiten läßt, sich durch sein Urtheil rächen oder Andern eben so weh thun zu wollen, als ihm geschehen ist, der wird nicht nur zeigen, daß er ein guter, sondern daß er auch ein einsichtsvoller Mensch sey, und er wird nicht in die Gefahr gerathen, daß man ihn auslache oder daß er verhaßt werde."

„Freylich hätte ich es gleich denken sollen, daß dieser Guckkasten nicht schlecht sey, weil

sie dem Manne einen halben Gulden gaben" — wendete Adolph ein. — Aber der Vater antwortete: daß er dem Manne nicht für den Guckkasten allein, sondern darum den halben Gulden gegeben habe, daß er offenherzig gewesen sey, und einem voreiligen, zudringlichen Knaben die Wahrheit gesagt habe. „Und bist du nun gewitzigter geworden, so dauert mich das kleine Lehrgeld nicht, das ich ich ihm so gern gab," setzte der Vater hinzu.

VI.

Fortsetzung.

Das Glücksbüdchen.

„Ach, das niedliche Büdchen dort! Vater, was muß darin zu verkaufen oder zu sehen seyn? Es stehen viel, recht sehr viel Menschen dabey;" fragte Therese.

„Wir wollen hingehen," sagte der Vater; und er führte seine Kinder zu den kleinern Buden hin, die alle in einer Reihe standen.

In dem ersten Büdchen stand ein Mann, der eben so gut die Leute durch Versprechungen an sich zu locken wußte, als der Wunderdoktor. Er sagte unter andern: daß der,

welcher nur einigermaßen Glück habe, für einen Groschen Einsatz sechzehen Groschen bey ihm gewinnen könne, denn er gewinne alles, was auf dem Brete stehe, sobald er nur mit seinem Auswurf der Würfel die richtige Nummer treffe.

Adolph meynte, daß dieser Vorschlag nicht so übel sey, und daß er beynahe Lust hätte, einen Versuch zu machen. „Vater, sagte er: sie wissen ja, daß ich ein Glückskind bin; zwey Mal zog ich dem Onkel die Nummern einiger Lotterielose, und beyde Mal hat er beträchtlich gewonnen.“

„Nur verlasse dich nicht darauf,“ antwortete ihm der Vater, und erinnere dich an das Sprichwort, was unser Hausmann, der alte Thomas, immer im Munde führt: Glück und Glas, wie bald zerbricht das. Wer noch so viel Glück, aber dabey sehr wenig Verstand hat, der hat mehr verloren, als gewonnen. Ein gesunder, natürlicher Verstand, der sich ausgebildet hat, und ein

braves, edles Herz sind weit mehr werth, als die größesten Glücksgüter der Welt. Wer beyde besitzt, darf um keinen Reichthum verlegen seyn. Ach, höre, Adolph! weißt du noch, wer uns gestern besuchte?

Adolph. Herr Reinbach war bey uns.

Vater. Wie betrug sich Herr Reinbach? Was hast du gehört?

Adolph. Er erzählte, daß er einen großen Verlust gehabt habe.

Vater. War er sehr niedergeschlagen dabey? Glaubte er, daß er nun zeitlebens unglücklich sey?

Adolph. Nein, das glaubte er nicht; vielmehr sagte er, daß er sich diesen Verlust bald wieder zu ersetzen hoffe.

Vater. Hast du gemerkt, wodurch er sich beruhigte?

Adolph. O ja. Er sagte: Ich danke Gott, daß ich etwas rechtschaffenes gelernt habe, und daß ich mich nicht allein auf mein Vermögen verlassen darf. Und muß ich auch jetzt

manches entbehren, was ich sonst hatte, so wird sich mein zufriedenes Herz dieses gern gefallen lassen.

Vater. Wer besuchte mich noch, als Herr Reinbach bey mir war?

Adolph. Der junge Heerthal. Ach, wie so ganz außer sich war dieser junge Mensch.

Vater. Und warum war er so ganz außer sich?

Adolph. Je nun, er hatte sein großes beträchtliches Vermögen einem Kaufmanne geborgt. Diesem waren sechs Schiffe untergegangen, und dieser Verlust hatte ihn zum armen Manne gemacht. Er mußte banquerott werden, und Herr Heerthal büßte bey dieser traurigen Gelegenheit sein ganzes Vermögen ein.

Vater. Adolph! Her Reinbach verlor auch beynahe sein ganzes Vermögen, warum war denn dieser ruhiger, als Herr Heerthal? Weißt du wol, was jüngst der Onkel von Beyden sagte?

Adolph. O ja, ich erinnere mich. Der Onkel sagte: Herr Reinbach sey ein geschickter und braver Mann, der in der ganzen Welt fortkommen würde, und wenn er keinen Dreyer im Vermögen habe. Aber auf den Herrn Heerthal war er nicht so gut sprechen. Von diesem sagte er: er sey ein junger Mensch, der weiter nichts wisse, als daß er viel Vermögen habe, der sich nur schön kleiden, reiten, fahren, tanzen und in die Komödie gehen, aber nicht arbeiten wolle, weil er vielleicht zu ungeschickt und faul dazu sey.

Vater. Wer von beyden ist nun unglücklicher, Herr Reinbach, oder Herr Heerthal?

Adolph. Herr Heerthal.

Vater. Und warum ist dieser unglücklicher?

Adolph. Weil er sich einzig und allein auf sein Vermögen und sein Glück verließ. Er hat nicht viel gelernt, ist das Arbeiten

nicht gewohnt, und seine ehemaligen Vergnügen kann er auch nicht mehr genüßen, denn dazu soll man viel, viel Geld brauchen.

Vater. Da er diesem allen entsagen muß, wird er nach seiner Art zufrieden und vergnügt seyn können?

Adolph. Nein, das glaube ich nicht.

Vater. Warum kann es aber Herr Reinbach seyn?

Adolph. Ja, der hat viel, viel gelernt; der kann sich das wieder verdienen, was er verloren hat. Und Vater, du sagtest ja, er sey ein zufriedener Mann.

Vater. Adolph, weißt du noch, wie man ist, wenn man zufrieden ist?

Adolph. Ey, warum sollte ich denn das nicht mehr wissen? Du hast es uns doch erst vor einigen Tagen erklärt? Man ist zufrieden, wenn man nicht mehr haben will, als man hat, und haben kann, und wenn man doch dabey so vergnügt ist, als die, die weit mehr haben.

Vater. Da kann also auch der Arme zufrieden seyn?

Adolph. O ja, recht gut. Vater, wie du uns das erklärt hattest, so ging ich in die Friedrichsstraße. Da wurde getrompetet und gepaukt, da wurden Gesundheiten gerufen, daß man es in der ganzen Straße hören konnte: Kurz, man hätte glauben sollen, daß man nicht vergnügter in der Welt seyn könne, als diese Leute waren. Dem Hause gegenüber, wo alles so hoch herging, stand ein Holzhacker, und dieser hatte nur ein Stück schwarzes Brod in seinen Händen und ein Stück Speck. „Hm!" sagte er: Paukt und trompetet, wie ihr wollt; eßt Gebratenes und Gesottenes, und trinkt den herrlichsten Wein. Wer weiß, ob es euch so gut schmeckt, wie mir. — Wer weiß, ob einer von euch so vergnügt ist, als ich. Da wurde mir es recht begreiflich, was uns der Vater erklärt hatte.

Vater. Aber, lieber Adolph, kannst

du dir wol eine Ursache denken, was Herrn Heerthal verleitet haben mochte, daß er nichts ordentliches lernte, um sich nun, da er sein Vermögen verloren hat, von seiner Arbeit ernähren zu können? Mochte er wol denken: Was brauchst du denn etwas zu lernen, um zu arbeiten! Du hast Geld genug; mögen die arbeiten, die kein Geld haben.

Adolph. Das kann wol seyn, daß Herr Heerthal sonst so gedacht haben mag.

Vater. Und was ihn noch mehr verführen mochte, das will ich dir sagen. Er dachte: es könne ihm nicht fehlen; denn was er von Kindesbeinen an wünschte, das gelang ihm. Ein Anverwandter in Amerika starb, und ohne daß er diesen, und ohne daß ihn dieser gekannt hatte, ohne daß Herr Heerthal sich so etwas würde haben träumen lassen, machte er eine Erbschaft von 30000 Thalern. Er setzte in die Lotterie, und gewann wieder 20000 Thaler. Kurz alles,

alles gelang ihm, ohne sein Zuthun. Ein wahres Glückskind! rief die ganze Stadt und Alle, die von diesen glücklichen Ereignissen höreten. „Auch du" fuhr der Vater fort: „hältst dich für ein Glückskind."

Adolph. Aber Adolph wird viel, viel lernen, und wird ein geschickter Mensch zu werden suchen, daß es ihm nicht gehen kann, wie Herrn Heerthal.

Vater. Gebe Gott! daß du Wort hältst. Und im Fall, daß es wahr sey, du seyst ein besonderer Günstling des Glücks, so mache nie einen Mißbrauch von diesem Vorzug, den du dir nicht als eignes Verdienst anrechnen kannst, weil er dir nur vom Zufall einzig und allein zugetheilt wurde. Vergiß nie dabey, daß das Glück eben so schnell und unerwartet wieder verschwinden kann, als es gekommen ist. Ich glaube gewiß, daß dem Herrn Heerthal in seiner ersten Jugend von seinen Lehrern und Freunden eben das gesagt worden ist, was

ich dir sagte; ich bin überzeugt, daß man ihn eben so gut gewarnt habe, wie ich dich immer zu warnen pflege; auch stelle ich mir vor, daß der junge Herr Heerthal seinen guten Rathgebern versprochen haben wird, daß er ihre guten Lehren befolgeu wolle. Und doch verführte ihn sein Glück so weit, daß er alles wieder vergaß, was er versprochen hatte. Und nun ist er schlimmer daran, als der ärmste Bettler. Gute Menschen werden ihn zwar bedauern; aber viel, viel Menschen werden ihn nicht bedauern; leider, leider! werden ihm sogar manche Menschen sein Unglück gönnen, und eine Freude darüber haben.

Herr Müller hatte sich während dieser Unterhaltung mit seinen Kindern auf ein schönes Grasplätzchen, hin an einen schattigten schönen Baum gezogen, wo man nichts feil hatte, und wo sich wenig oder gar keine Menschen befanden, und von welchem er

doch die Aussicht auf das Glückebüdchen behielt.

„Vater," fragte Adolph: „wollen wir nun nicht wieder hin zu jenen Büdchen gehen? Ich versuchte gern mein Heil. Und weißt du wol, warum ich gern etwas gewinnen möchte?"

Vater. Nun so laß doch hören!

Adolph. Ich habe der alten Marie, die bey uns wöchentlich ihr Almosen holt, einen Jahrmarkt versprochen. Nun habe ich doch nur drey Groschen Taschengeld; davon läßt sich nicht sonderlich viel kaufen. Gewönne ich nun mit einem Groschen sechzehen Groschen, da könnte ich der alten guten Frau schon ein ansehnliches Geschenk machen.

Therese. Höre, Bruder! beynahe, beynahe verführst du auch mich durch deinen Einfall, und machst mir Lust, daß ich ein Gröschchen daran wagen möchte. Denn auch

ich habe der armen Marie ein kleines Geschenk zum Jahrmarkt versprochen.

„Und du hättest es noch mehr Ursache, als ich," erwiederte Adolph. Dir hat sie alle Wochen ein, zwey, auch drey Mal Erdbeeren und Himbeeren gebracht; mir gab sie nur dann und wann welche.

„Aber dir brachte sie ein Nest mit jungen Lerchen," wendete Therese ein.

Adolph. Ey, war das auch etwas? Die Lerchen starben ja alle am dritten Tage schon.

Therese. Daran warst du Schuld! Marie sagte: Röschen solle die jungen Lerchen füttern; denn sie hatte es Röschen erklärt und beschrieben, wie sie die Vögelchen warten und pflegen müsse, daß sie solche groß ziehen könne. Das wolltest du dir aber nicht gefallen lassen, und die armen Thierchen mußten auf die elendeste Art ihr Leben einbüßen. Ich hätte weinen mögen, als ich sie alle drey

todt in dem Neste liegen sah. Aber wie böse war die alte Marie nicht! Sie sagte: In ihrem Leben wolle sie dir nie, nie wieder so etwas schönes bringen.

Adolph. Und doch ist sie mir wieder gut. Und doch giebt sie mir morgen oder übermorgen wieder etwas, das weit besser ist, als das Lerchennest. Weißt du wol, daß sie mir einen jungen Staar versprochen hat, der schon halb und halb einige Wörter aussprechen kann. O was das für eine Freude seyn wird, wenn ich meinen Staar werde sprechen lehren.

Therese. Und wie bald wird das Brüderchen seines Staars überdrüßig werden, und das arme Thierchen wird, wie seine Vorgänger, bald vergessen seyn. Ach! nun kann ichs doch errathen, warum Adolph, der doch sonst nicht gerne giebt, der alten Marie einen Jahrmarkt schenken will. Hätte sie ihm nicht einen Staarmatz

versprochen, er würde nicht an die arme Frau gedacht haben.

Adolph. O, wenn du nicht ebenfalls hörtest, daß sie dir etwas dagegen schenken werde, so würdest du eben so wenig, als ich, an sie gedacht haben.

Der Vater. Kinder, streitet euch nicht. Kurz, ihr wollet Marieen etwas schenken. So viel weiß ich. Ihr wollet an das Glücksbüdchen euer Geld wenden, um ihr ein ansehnliches Geschenk machen zu können; auch das habe ich von euch gehört, und ich würde nichts dawider haben, wär es ausgemacht, daß ihr schlechterdings mit diesem Gelde gewinnen müßtet, und daß ihr es nicht eben so gut verspielen könntet. Wenn ihr also das Geld verspielet, so wird Marie gar nichts kriegen, da ihr doch, wenn ihr euer Geld behaltet, ihr wenigstens etwas, sey es auch noch so wenig, kaufen könnet.

Adolph. Vater, es ist mir ganz und gar nicht wahrscheinlich, daß ich verlieren sollte.

Vater. Meinetwegen! Ich will dich auch gar nicht abhalten. Die Zukunft wird es lehren.

Therese. Vater, mir ist alle Lust vergangen, sobald du uns daran erinnertest, daß es eben so wahrscheinlich sey, wir könnten unser Geld verlieren, als daß wir gewinnen könnten. Ich will behalten, was ich habe. Marie wird und kann es wissen, daß Kinder in unsern Jahren nicht viel Geld haben, und also auch nicht viel kaufen können. Sie wird vorlieb nehmen, und den guten Willen für die That ansehen.

„Recht gut!" antwortete der Vater.

„Aber, was werde ich nun Marieen kaufen, das nicht theurer ist, als drey Groschen? Ein Haubenfleckchen? Freylich für drey Groschen bekomm ich kein kostbares; denn die Mutter giebt für die schlechten Haubenfleckchen vier Groschen. Ein Halstuch? Nein,

kein Halstuch! Denn das schlechteste kostet wenigstens sechs Groschen. Ein Paar Strümpfe? O die würden noch theurer seyn. Alles, worauf ich falle, ist theurer; also wirds am besten seyn, es bleibt bey dem Haubenfleckchen. Ich muß handeln, vielleicht läßt man mir eins für drey Groschen." So überlegte Therese hin und her, was sie thun oder lassen sollte.

Adolph hatte kein Auge von der Glücksbude verwendet. Seine Lust, sein Glück hier zum ersten Mal zn versuchen, stieg immer höher und höher.

„Lieber Vater, kommt es dir nicht auch so vor, wie mir, daß der Leute immer weniger und weniger dort an der Bude werden?" fragte Adolph nach einem Weilchen. Und der Vater antwortete: daß ihrer eher mehr, als weniger würden, und daß ihn seine Begierde irreführe.

„Aber, guter Vater," sagte Adolph wieder halb traurig: „das werden wir wol

heute nicht abwarten können, daß an dieser Bude nur wenig Menschen zu finden seyn sollten. Laß uns doch nur etwas näher hintreten.

„Das will ich dir wol zu Gefallen thun,“ antwortete der Vater, und führte seine Kinder von dem geräuschlosen, schönen Plätzchen zu diesen Buden wieder hin.

„Adolph, siehst du nun,“ sagte der Vater: „daß du dich getäuscht hast? Stehen nicht wenigstens funfzig Menschen da?“

Adolph. Könnte ich mich nicht durchdrängen?

Vater. Ueberlege, daß hier viel, sehr viel erwachsene Menschen stehen, worunter sich gewiß sehr viel rohe, und unbillige befinden, die dich, wolltest du dich durch sie hindurchdrängen, zurückstoßen würden.

Adolph. Es sind ja nur Leute, die zusehen, und nicht mitspielen.

Vater. Das weißt du nicht. Sie können eben so viel Lust haben, ihr Glück

zu versuchen, als du. Willst du es indeß wagen, willst du es versuchen, ob du dich hindurchdrängen kannst, so will ich dir es erlauben. Aber ich fürchte, ich fürchte, es wird derbe Ribbenstöße setzen.

Adolph. Vater, ich werde mich in Acht nehmen.

Adolph machte einen Versuch, näher hin an das Glücksbüdchen kommen zu können; aber nicht lange dauerte es, so erhob sich eine kreischende Stimme, die Therese sogleich für die Stimme ihres Bruders erkannte. „Ach, was ist meinem Bruder widerfahren!" rief sie ängstlich. „Aengstige dich nicht, liebe Therese!" beruhigte sie der Vater. „Ich hatte ihn gewarnt; er hätte zurückbleiben sollen. Er dünkte sich klüger; nun mag er sehen, wie er sich durchhilft."

Therese zitterte an ihrem ganzen Körper.

Bald, sehr bald kam Adolph wieder zurück; die Kleider waren ihm beynahe vom Leibe gerissen worden; seine Schuhe hatten sie

ihm fast von den Füßen getreten; seine schönen, reinlichen weißen Strümpfe waren voll Schmutz. Er zog die eine Schulter bald hin, und die andere bald her.

„Ey! ey! Adolph," rief ihm der Vater zu, als er seinen Sohn ansichtig wurde; „was zuckst du mit den Schultern? Es hat vermuthlich derbe Stöße gesetzt. Und betrachte dich, wie du aussiehst. Ist dir nun die Lust vergangen?"

„Freylich setzte es gewaltige Stöße, und so sehr ich mich auch in Acht zu nehmen suchte, und nichts als gute Worte gab, so hat man mich doch erbärmlich zugerichtet. Aber, Vater, meine Lust ist mir deshalb nicht vergangen. Bald wird das jetzige Spiel beendigt seyn, dann gehen wenigstens zwanzig von diesen Menschen ab."

„Woher kannst du das wissen?" fragte der Vater.

Da erzählte Adolph, daß sich mehr als Zwanzig untereinander gefragt hätten, ob sie

nicht bald gehen wollten? und alle hätten geantwortet, daß sie nur dies einzige Spiel noch abwarten wollten.

Adolphs Vater erinnerte dagegen, daß er vermuthe, alle die, die das gesagt hätten, würden doch nicht so schnell gehen, als Adolph vermuthe; denn er wisse schon, wie es solche Leute zu machen pflegten, die mit ihrer ganzen Seele an dem Spiele hingen. Immer wollten sie gehen, und immer blieben sie wieder, und versäumten nicht selten das allernöthigste. Ihre unglückliche Sucht verführe sie nicht selten so weit, daß sie Hab und Gut verlören, — Bettler werden müßten, und sich dem Kummer und der Verachtung zeitlebens aussetzten."

„Nun, wer das Ding so weit treiben könnte, der müßte doch ganz von seinen fünf Sinnen nichts wissen; der müßte unvernünftiger, als das unvernünftigste Thier seyn;" urtheilete Adolph. „Höre Vater, ich will nicht mein ganzes Geld verspielen;

ich will nur ein Gröschchen daran wagen. Ist das verloren, so gehe ich meiner Wege. Aber Therese! Therese! ich verliere meinen Groschen nicht, das sollst du sehen, und was wird das für eine Freude seyn, wenn ich mit einer ganzen Hand voll Geld zurückkomme."

Der Vater sprach mit einem warnenden Blick! Mein Sohn, von dergleichen Hoffnungen wurden die meisten irre geführt, und sie fingen nur erst im Kleinen an, ihre Sucht zu befriedigen. Aber von Zeit zu Zeit steigt diese böse Hoffnung immer höher und höher, und artet endlich in eine Wuth aus, die die Vernunft nicht mehr anhört. Dergleichen Menschen kommen gewöhnlich nicht eher zu ihrer Besinnung wieder zurück, bis sie sich in das härteste Elend, in das tiefste Unglück gestürzt sehen.

Adolph stand ganz betreten da. „Vater," sagte er dann, „wenn ich das wüßte, daß auch mir das geschehen könnte, so ging ich gewiß

zu diesem Bûdchen nicht hin. Aber nein, Vater! nein, ich will kein solcher Mensch werden; dahin soll es nie, nie mit mir kommen. — Ach sieh, Vater," rief Adolph entzûckt aus; „Jetzt ist das Bûdchen fast leer von Menschen. Der Mann, der in demselben stehet, ruft und ermuntert, daß neue Mitspieler herbeykommen sollen; jetzt ging es an.

„Gut, so gehe!" sagte der Vater. „Kennst du denn aber das Spiel schon? weißt du, daß der Eigenthûmer dieser kleinen Bude ein ehrlicher Mann ist, und daß du nicht betrogen werden kannst?"

„Ach, Vater! ein ehrlicher Mann muß er wol seyn," meynte Adolph: „denn man wûrde seine Betrûgerey gewiß entdeckt haben. Sollten denn die Menschen alle blind gewesen seyn, die um die kleine Bude eine so lange Zeit herum standen?"

„Mein Sohn," erwiederte der Vater: „es giebt sehr feine Betrûger, die man nicht so leicht auf der That ertappen kann. Es

gefällt mir schon von diesem Manne nicht, daß er vom Spiele lebt, und es als ein Gewerbe betreibt.

Adolph fürchtete, der Vater könnte noch auf den Gedanken kommen, daß er nicht zu diesem Spiel hingehen solle. Er machte also, daß er fortkam, und er fand gerade ein Plätzchen leer. Die erforderlichen Mitspieler waren nun durch ihn vollständig geworden. Sechzehen besetzte Nummern gehörten zu dem Spiel. Funfzehen standen besetzt; die sechzehente mitspielende Person war alle Mal der Besitzer der Bude und des Spiels selbst. Es wurde mit einem Würfel geworfen. Diejenige Nummer, die auf dem Würfel dastand, wenn geworfen war, war dann der Gewinner, und der, welcher diese Nummer besetzt hatte, strich das Geld ein.

„Hier sind die Würfel," rief der Spielmann. „Wer Lust zu werfen hat, werfe!"

Und Adolph ergriff die Würfel hastig, und warf, und glaubte, daß es ihm nicht

fehlen könne, wenn er selbst würfe. Da lagen die Würfel. Adolph hatte zwölf geworfen. Die mit zwölf bezeichnete Nummer war aber nicht seine Nummer; der Spielmann selbst hatte sie besetzt, und dieser strich auch ganz gelassen das Geld ein.

„Das ist doch sehr fatal!" murmelte Adolph ganz still in sich selbst hinein. „Was ist zu thun? Soll ich gehen, und soll ich mich von Theresen auslachen lassen? oder bleib ich, und wage noch einen zweyten Groschen daran?"

Der Spielmann sah Adolphs Verlegenheit, und ermunterte ihn mit den Worten: Mit einem Hieb fällt selten ein Baum.

„Das ist aber auch wahr," dachte Adolph, holte noch einen Groschen aus seiner Tasche; und besetzte eben dieselbe Nummer, die er zuvor besetzt hatte, und behielt sichs vor, daß er ebenfalls wieder werfen dürfe. Nun glaubte er ganz gewiß, daß es ihm nicht fehlen könne. Einer von den

Mitspielenden war gewitzigt geworden, und hatte sich von diesem Spiele losgesagt. An seine Stelle fand sich kein andrer. Der Spielmann besetzte nun auch diese Nummer, und hatte also ihrer zwey besetzt. Adolph warf, und traf auch leider zum zweyten Mal seine besetzte Nummer nicht. Auf dem Würfel stand die Zahl derjenigen Nummer, die der Spielmann statt jenes Mitspielers angenommen hatte, der klüger gewesen war, als die übrigen alle.

„Nun das muß ich doch sagen," rief Adolph aus; „so etwas ist mir im Leben nicht vorgekommen! Hätt ich alberner Mensch nicht eben so gut auch diese Nummer besetzen können?"

Der Spielmann warb aufs neue frische Mitspieler an. Adolph wußte nicht recht, was er machen sollte.

Der Spielmann ermunterte ihn nochmals, und sagte zu ihm: Junger Herr,

wissen sie das Sprichwort nicht: Aller gu-ter Dinge müssen drey seyn —

Und Adolph griff wieder in seine Tasche, holte seinen letzten Groschen heraus, besetzte eben dieselbe Nummer wieder, die er zwey Mal besetzt hatte, behielt sichs wieder vor, werfen zu dürfen, und auch das ward ihm zuge-standen. Er warf, und blickte pfeilschnell, aber fast ängstlich auf die Zahlen der Wür-fel. Aber auch dieses Mal hatte er gefehlt, und der Spielmann hatte schon wieder ge-wonnen. Adolph wurde bitter und böse; meynte, daß das nicht mit rechten Dingen zugehen könne, und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er den Spielmann für einen Betrüger halte. Der Spielmann nahm das übel, und fragte Adolphen: Hat es nicht in ihrem Belieben gestanden, welche Num-mer sie setzen wollten? Haben sie nicht selbst drey Mal geworfen. Gehn sie nach Hause, und küssen sie die Ruthe so lange, bis sie

verständiger werden, und dann nicht mehr ehrliche Leute für Betrüger halten.

Adolph war ganz außer sich. Er hatte all sein Geld verspielt, und mußte noch oben drein einen so schimpflichen Verweiß anhören, der ihm vor allen Umstehenden laut und vernehmlich gegeben wurde.

Wie betrübt schlich er nun zu seinem Vater hin! Der Vater sah es ihm sogleich an den Augen an, was vorgefallen war. „Nun, Adolph, bringst du die ganze Hand voll Geld mit?“ rief er ihm lächelnd entgegen.

Adolph konnte vor Schaam seine Augen kaum aufheben.

„Was gilts?“ fragte Therese, „das Gröschchen ist verspielt? Siehst du, es ist doch gut, daß ich dem Vater folgte, und mich besann. Bald hättest du mich verleitet. Nun bist du um einen Groschen ärmer, und ich habe meine drey Groschen immer noch.

„Ach,“ seufzete Adolph, wenn es nur

der eine Groschen wäre, so wollte ich mich nicht kränken; aber liebe Schwester, lasse dir mein trauriges Schicksal erzählen. Ich habe all mein Geld; ich habe nicht nur einen Groschen, ich habe alle drey verspielt.

Und nun weinte Adolph bitterlich.

Sein Vater sah ihn ernst an, und sagte: Adolph! Wie? du hättest dein Versprechen so schlecht gehalten? Wer war entschloßner als du, nicht mehr als einen von deinen drey Groschen zu verspielen? Sieh, so hat dich die Sucht gewinnen zu wollen, schon so weit verleitet, daß aus dir, was ich nie von dir fürchtete, ein Lügner werden muste. Du versprachst Marien ein kleines Geschenk; kannst du ihr nun etwas kaufen, da du kein Geld mehr hast? Du versprachst deinem Vater, nur einen Groschen an dieses Spiel zu wagen, nun hast du gar deine ganze Baarschafft verspielt, und hättest es nicht dabey bewenden lassen, wenn du mehr Geld gehabt hättest. Von mir versprich dir keinen Dreyer

Geld mehr, denn ich müßte fürchten, du wendetest es nicht besser an, als heute. Gehe nun hin zu Marieen, gewiß wird sie dich einen Windbeutel nennen. Das hast du verdient, und das alte brave Weib soll dir ihres Herzens Meynung nicht verschweigen. Den verlornen Groschen hätte ich dir allenfalls wieder gegeben; aber nun auch nicht einen Pfennig. Bist du klug, so lässest du dich durch deine heut gemachte Erfahrung zeitlebens warnen.

Adolph stand da, als läge ein Felsen auf ihm.

Therese ging nun mit ihrem Vater weiter; traurig schlich neben ihnen Adolph her. Sie kamen an eine Bude, worin Therese verschiedene Muster von Haubenfleckchen hängen sah. „Dieses Haubenfleckchen dort,“ sagte sie zu ihrem Vater: „wünschte ich Marieen kaufen zu können; wenn es nur nicht theurer ist, als drey Groschen. Oder Vater! guter Vater, wollte man es mir für

fünf oder sechs Groschen; und nicht wohlfeiler lassen, würdest du wol so gütig seyn, und mir dann noch einige Groschen geben? Du schenkst mir wöchentlich einen Groschen; gieb mir lieber einige Wochen keinen Groschen, und lasse mich dieses Haubenfleckchen kaufen. Ach es sieht doch gar zu hübsch, es sieht recht modest für eine alte Frau aus. Ich glaube, Marie gerieth vor Freuden ausser sich.

„Therese, ich will dir diese Bitte nicht abschlagen," sagte der Vater. „Geh und erkundige dich, wie theuer dieses Haubenfleckchen sey? — Was dir dann zu deinen drey Groschen noch fehlt, will ich gern zulegen."

Therese ging und kam bald wieder. Für fünf Groschen hatte sie das Haubenfleckchen behandelt. Der Vater gab ihr die fehlenden zwey Groschen. Sie kam mit dem für Marieen bestimmten Geschenk zurück, und volles Entzücken glänzte in ihren Augen.

Adolph aber stand da, und ärgerte sich

recht sehr, daß er sein Geld verspielt hatte; er hätte jetzt vor Scham vergehen mögen. Er bat seinen Vater, daß er es erlauben möge, ihm etwas heimlich zu sagen. Und der Vater neigte sich zu ihm herab. „Vater wolltest du mir wohl vergeben, und nicht mehr böse auf mich seyn?“ flüsterte Adolph dem Vater ins Ohr:

„Aha!“ sagte der Vater: „Du hast auch sonst noch etwas auf dem Herzen, das merke ich schon; also nur heraus damit.

„Je nun,“ stotterte Adolph weinerlich: „je nun — ich wollte dich bitten, daß du auch gegen mich so gütig, als gegen Malchen seyn, und mir einige Groschen borgen möchtest, damit ich doch Marieen einen Jahrmarkt kaufen, und — Wort halten könnte. Auch mir schenkst du wöchentlich einen Groschen. Ich mag aber nie, nie wieder einen Groschen von dir haben, wenn du mir aus dieser großen Verlegenheit hilfst.“

„Diese Bitte kann ich dir nicht gewähren," antwortete der Vater. Deine Verlegenheit mag deine Strafe seyn. Und überdies weißt du ja schon, daß du nie wieder einen Dreyer Geld in deine Hände bekommen sollst. Du hattest also deine Bitte nicht wol überlegt; du versprachst etwas, das du nicht würdest haben halten können, und so würdest du schon wieder zum Lügner geworden seyn. So machen es alle unbesonnene Menschen, wenn sie in großer Verlegenheit sind. Um einem Uebel zu entgehen, fallen sie in ein weit schlimmres, denn sie überlegen nicht, was sie versprechen. Sieh, wie du nun mit Marieen fertig wirst.

„Ach nun giebt sie mir den allerliebsten Staar gewiß nicht," schluchzte Adolph, und weinte von neuem.

„Dafür kann ich nicht," sagte der Vater ganz kalt. „Lerne daraus, daß immer ein Uebel aus dem andern folgt. Darum meide das erste, so wirst du dem zweyten entgehen.

Hättest du dein Geld nicht verspielt, so hättest du Marieen etwas zum Jahrmarkt kaufen können; hättest du dein Wort halten können, so würdest du nun den Staar von ihr bekommen. Wer anders ist aber daran Schuld, daß dir diese Freude fehlen wird, als du selbst?"

Therese kam, und sah ihren Bruder, wie er so jämmerlich dastand, und bittere Thränen vergoß. Er klagte ihr sein Herzeleid, und bat sie, ein gutes Wort für ihn einzulegen.

„Es wird schwer halten, daß ich den Vater gewinne," erwiederte Therese, „du kennst ihn, daß er selten, äußerst selten nur sein Wort wieder zurücknimmt. Ich will es zwar versuchen, damit du nicht an meiner schwesterlichen Liebe zweifeln darfst, was du in solchen Fällen so gern thust; schlägt mir aber der gute Vater meine Bitte ab, so gieb mir die Schuld nicht."

Therese sprach mit ihrem Vater, und

bat ihn flehentlich, daß er dem armen Bruder verzeihen möchte. Der Vater wollte sich von seinem ersten Vorsatz nicht abbringen lassen. Endlich gelang es ihr, daß sie den Vater, aber unter einer sehr harten Bedingung, gewann. „Weißt du wol, Therese, daß du schon in meiner Schuld bist?“ sagte der Vater. „Gut, ich will dir einige Groschen geben; aber nur dir, nicht Adolphen; denn dieser bekömmt keinen Dreyer wieder von mir. Dir gebe ich dieses Geld, jedoch nur unter der Bedingung, daß du eher kein wöchentliches Taschengeld wieder von mir verlangen darfst, bis du deine und deines Bruders Schuld bey mir bezahlt hast. Ueberlege wol, was du für deinen Bruder thun willst, und versprich nicht, was du nicht halten kannst; denn ihr wißt, daß ihr mich beleidiget, wenn ihr euere Versprechen nicht pünktlich erfüllt. Ueberlege, wie schwer es dir ankommen wird, wenn du eine lange, lange Zeit kein Taschengeld bekommen wirst,

und wenn du dir nun so manches wirst versagen müssen, was dir lieb ist. Du weißt, daß dich die alte Marie auf die schönen großen Ungarischen Pflaumen vertröstet hat. Pflaumen ißt du unter dem Obst am liebsten. Bald werden sie reif werden. Wie wird es dich dauern, wenn du zu Marieen wirst sagen müssen: Ja, ich kaufte die Pflaumen dir gern ab; aber ich habe kein Geld."

Therese stand Anfangs da, und war unentschlossen; endlich aber behielt die Liebe zu ihrem Bruder die Oberhand, und sie erklärte sich: „daß sie das Taschengeld vom Vater nicht eher wieder haben wolle, bis sie ihre und ihres Bruders Schuld bezahlt habe. Mag mir es auch noch so schwer fallen, wenn ich mir unterdessen alles versagen muß, was mir lieb ist; Bruder Adolph darf nicht mehr so traurig bleiben, als er jetzt ist. Meine Freude über das schöne Haubenfleckchen würde kaum halb so groß seyn, wenn nicht Adolph auch eine Freude haben dürfte."

Den Vater rührte Theresens Aeußerung, und er fragte Adolphen: ob er wol seine Schwester eben so lieb haben, und das für sie thun würde, was sie jetzt für ihn gethan habe?

„O gewiß, ganz gewiß!“ rief Adolph augenblicklich.

„Die Zukunft wird es lehren,“ sagte der Vater mit einer gewissen bedenklichen Miene, als wenn er Adolphen dieses nicht so ganz zutraue. Er gab Theresen das Geld, und sie gingen beyde nun an eine Bude und Adolph kaufte für Marieen ein Tuch. Sie kamen bald mit heitern und fröhlichen Gesichtern zurück, und Adolph drückte vor Freuden seiner Schwester die Hände, und machte ihr tausend Versprechungen, und betheuerte: daß er es nie vergessen wolle, was sie heute für ihn gethan habe.

Auf ein Mal entstand an dem Glücksbüdchen, das leider für Adolphen zur Unglücksbude geworden war, und das der

betrogene Knabe noch nicht aus den Augen verloren hatte, ein gräßlicher Tumult. Man warf nicht nur die Bude nieder, sondern schlug auch auf den Besitzer derselben ganz wüthend los. Es war ein großes Unglück zu befürchten. Herr Müller erkundigte sich ganz in der Ferne: was diesen schrecklichen Auftritt veranlaßt habe. Und man erzählte ihm: daß man endlich doch noch hinter den Betrug des Glücksspiels dieses Mannes gekommen sey. Ein junger Bauer, der diesen Nachmittag mehr als fünf und zwanzig Thaler verspielt hatte, habe den Mann zwingen wollen, daß er mit andern Würfeln werfen dürfe. Der Bauer zeigte ihm auch die Würfel, die er sich für sein eignes Geld gekauft hatte. Das wollte der Mann aber nicht. Der junge Bauer ward unwillig; ein Wort gab das andere. Sie schimpften sich; von den Schimpfworten kam es zu Thätlichkeiten. Der junge Bauer in voller Wuth greift nach des Glücksspielers Würfel, erhascht

sie, wirft sie auf die Steine nieder, tritt mit seinen derben Stiefeln halb rasend auf die Würfel; die Würfel springen, und nun entdeckt sichs, daß sie mit Bley gefüllt waren. Sie plünderten die ganze Bude, fanden mehr, als zwölf dergleichen Würfel, und waren nun völlig überzeugt, daß sie an einen Betrüger, an einen spitzbübischen Gauner ihr Geld verspielt hatten. „Es geschieht ihm Recht,“ sagte Herr Müller und verließ diese unruhige Straße, weil er fürchtete, es könne hier noch viel Unfug angerichtet werden.

„Aber, Vater! was hatte es denn zu bedeuten, daß in diesen Würfeln Bley befindlich war?“ fragte Adolph.

„Dadurch gelang es dem Manne, daß die Würfel, die er dazu eingerichtet hatte, immer so fallen mußten, wie er es haben wollte. Sie trafen daher alle Mal die Nummer, die er besetzt hatte, und wenn er auch mitunter einen Andern ein Spiel gewinnen

ließ, so geschah es deswegen, daß man nicht hinter die Schliche seiner Betrügerey kommen sollte."

„O ich einfältiger Junge!" rief Adolph, sehr unwillig über sich selbst, aus: „ich konnte mich so betrügen lassen!"

„Merke dir die goldene Regel, sie wird dich vor vielem Verdruß sichern, wenn du älter seyn wirst, und wenn du entweder freywillig wirst spielen wollen, oder wenn man dich zum Spiel nöthiget: Spiele mit Keinem, den du nicht ganz genau kennst; mit Keinem, den man nicht allgemein für einen rechtschaffenen Menschen hält. Adolph, deine heut gemachte Erfahrung kann dich klüger machen, und muß, wenn du nicht ganz leichtsinnig bist, einen großen Einfluß auf deine ganze Lebenszeit haben."

VII.

Fortsetzung.

Das junge Mädchen ohne Arme.

Herr Müller ging mit seinen Kindern in eine andre Straße. Hier bemerkte er ein aus dem Fenster eines Hauses herabhängendes großes, blaues Wachstuch, worauf mit großen, großen weißen Buchstaben geschrieben stand: Hier ist ein junges vierzehnjähriges Mädchen zu sehen, das ohne Arme geboren worden ist, und mit den Füßen alles verrichtet, was andre Menschen mit den Händen zu verrichten pflegen.

„Kinder!" fragte der Vater: „wollet ihr dieses Mädchen sehen?"

Und Adolph und Therese, Beyde wünschten einstimmig, daß sie diese merkwürdige Person sehen möchten.

Sie gingen in das Haus hinein, und wurden in ein anständiges, geraumes Zimmer geführt.

Das Mädchen ohne Arme kam ihnen wohlangekleidet, und in einer geschmackvollen Kleidung, die sich für ihren Körper recht gut schickte, freundlich entgegen, und bewillkommte sie sehr artig. Herr Müller beobachtete das Mädchen ganz genau. Es setzte sich auf einen etwas langen, aber nicht hohen, mit einem grünen Tuch belegten Tisch, holte sich mit seinem rechten Fuß eine Federspule, und dann mit ebendemselben Fuß ein in der Nähe liegendes Federmesser. Mit den Zehen des linken Fußes hielt das Mädchen die Federspule, mit dem rechten Fuße schnitt sie die Feder, und zeigte sie

dann Herrn Müller, und Herr Müller mußte gestehen, daß die Feder recht gut geschnitten sey.

„Das müssen wir erst untersuchen,“ sagte das Mädchen ohne Arme und Hände. Und nun nahm es die Feder, tunkte sie in ein neben ihm stehendes Tintenfaß, zog einen Bogen Papier mit seinem Fuß schnell an sich, eben so schnell, wie es Menschen, die Hände haben, an sich ziehen können, und versuchte selbst, ob die Feder gut geschnitten sey. Das Mädchen sagte aber: die Feder sey nicht sonderiich gut geschnitten, und reichte mit seinem Fuß Herrn Müller die Feder. Er schrieb damit. Herr Müller sagte: daß die Feder gut schreibe.

„Nein,“ sagte das Mädchen: „Die Spule taugt nichts, denn der Spalt ist mir nicht gerathen. Schreiben sie nur einige Zeilen damit, und sie werden es selbst finden.“

Herr Müller schrieb einige Zeilen, und mußte bekennen, daß des Mädchens Bemerkung gegründet war.

Das Mädchen nahm die Feder wieder spaltete sie vom frischen, schnitt die Feder nochmals, und versuchte sie wieder. Auch jetzt schrieb die Feder noch nicht ganz gut. Das Mädchen schien unwillig darüber zu werden. „Lorchen, zeige dem Herrn die Feder;" sagte des Mädchens Begleiter, und Lorchen reichte sie ihm mit den Worten: Mein Herr! sie werden sehen, daß man mit dieser Feder nicht gut schreiben kann.

Herr Müller machte einen Versuch, und er bemerkte, daß die Feder wirklich untauglich sey.

Herr Müller besann sich, daß in seiner Schreibtafel eine schöne, untadelhafte Federspule stack. Er gab sie dem Mädchen. Es nahm die Feder, die schon geschnitten war, zwischen die Zehe des rechten Fußes, spaltete sie von neuem, und schnitt sie mit

der Zehe des linken Fußes, und indem es die Feder noch schnitt, rufte es aus: „O, das muß eine vortrefliche Feder werden!“ Das Mädchen machte einen Versuch mit der Feder, und war damit sehr zufrieden. Herr Müller machte ebenfalls einen Versuch damit, und mußte gestehen, daß diese Feder vortreflich schreibe.

Therese und Adolph staunten, daß das Mädchen rechts und links seine Füße, und deren Zehen so gut brauchen konnte, wie andre Menschen ihre Finger und Hände.

Das Mädchen bat um die Vor- und Zunahmen der Kinder, schrieb diese auf ein Papier, und überreichte ihnen dieses. Therese und Adolph erstaunten aufs neue, wie gut, wie fast schön die Schrift des Mädchens aussah; denn sie, die schon einige Jahre lang geschrieben hatten, sie, die mit ihren Händen schreiben konnten, schrieben nicht so schön, als dieses Mädchen mit seinem Fuße schrieb.

Herr Müller bat sich diese Schrift aus, um solche zu einem Andenken für sich aufbehalten zu dürfen. Das Mädchen gab ihm die Schrift und die Feder, und sprach einige Worte, die Herrn Müller sehr wohl gefielen, und ihm ans Herz drangen. Nicht ohne Rührung verließ er und seine Kinder das Mädchen.

„Seht, meine Kinder!" sagte Herr Müller: „seht hier einen Beweiß, was und wie viel ein Mensch leisten kann, wenn er beharrlich ist. Das unglückliche Mädchen hat keinen Arm, keine Hand, und weiß sich durch seine Füße beydes zu ersetzen. Würdet ihr wol geglaubt haben, daß dieses möglich seyn könne, wenn ihr es nicht selbst mit eignen Augen angesehen hättet? Und müßt ihr nicht gestehen, daß das Mädchen alles recht geschickt machte, und daß sein ganzes Benehmen nicht das geringste Widrige an sich hatte? Wie viel Mühe, wie viel tausend Versuche muß es der Unglücklichen gekostet haben, ehe

sie so weit kam, daß sie mit den Zehen nur erst die Feder halten lernte, ehe sie einige nur deutliche Züge schreiben konnte; wie viel mehr Anstrengung erforderte es, ehe sie so gut schreiben lernte? Und nun schneidet sie sogar ihre Federn selbst. Werdet ihr euch wol je wieder entschuldigen dürfen, wenn dies oder jenes euch nicht sogleich gelingen will, wie ihr es verlangt und wünschet? Nur durch Anstrengung und Beharrlichkeit kann man das endlich möglich machen, was Anfangs unmöglich schien. Denkt bey allen solchen Gelegenheiten, wenn ihr in dem Wahne stehet, es fehle euch an Kopf oder körperlicher Geschicklichkeit zu dieser oder jener Arbeit oder Wissenschaft, die euch anfangs zu schwer dünkt, denket an das Mädchen ohne Arme, und sein Beyspiel ermuntere euch, durch Geduld und Fleiß das zu erlangen, wozu euch die natürlichen Anlagen zu fehlen schienen. Denn wenn ihr euch genauer prüfen und anstrengen wer=

det, so werdet ihr in den meisten Fällen die Erfahrung machen, daß es nur so schien, als fehlten euch diese Geschicklichkeiten und natürlichen Anlagen, und daß ihr gegentheils deren oft weit mehr habt, als euch zur Erlernung dieser oder jener Wissenschaft, zur Erwerbung dieser oder jener Geschicklichkeit nöthig waren, und daß also dieser Mangel in eurer Einbildung lag, und daß es euch mehr am guten Willen, als an Talenten fehlte.

Kaum war Herr Müller mit seinen Kindern dreyßig Schritte weit gegangen, so sahen sie ein junges Mädchen von funfzehen Jahren mit ihrer weit jüngeren Schwester vor einigen Buden stehen. Das ältere Mädchen war wohlangezogen, spielte die Harfe und sang dazu; das jüngere spielte den Triangel. Diese Musik klang aber erbärmlich, und was noch schlimmer war, das ältere Mädchen sang nicht nur sehr abgeschmackte, sondern sogar zotenhafte Lieder dazu. Therese bezeigte ihr

Mißfallen; Adolph schien aber doch einiges Vergnügen dabey zu empfinden. Herr Müller war über die kleinen Spielleute ungehalten, und winkte solchen, daß sie zu ihm näher kommen möchten. Sie kamen.

„Kinder, wo seyd ihr her?“ fragte Herr Müller.

Das Harfenmädchen. Aus Halle.

Herr Müller. Ihr zieht wol auf allen Jahrmärkten herum?

Das Harfenmädchen. Wir führen ein lustiges Leben, und ziehen zu allen Jahreszeiten in mehr als einem Lande umher.

Herr Müller. Habt ihr Eltern?

Das Harfenmädchen. Vater und Mutter sind lang schon gestorben. Der Vormund ist ein Musikus, ein armer Mann. Er hat mich einwenig auf der Harfe unterrichtet. W.. ich einige Lieder klimpern konnte, so sagte er: „Nimm deine Harfe, du bist ein hübsches Mädchen; versuche nun dein

Glück in der Welt." Und ich spüre es täglich, daß mir nichts dabey abgehet.

Herr Müller. Also hat sie wol weiter gar nichts gelernt?

Das Mädchen. Was brauch ich denn noch zu lernen?

Herr Müller. Kann sie nach Noten spielen?

Das Mädchen. Das wäre mir viel zu langweilig. Ich spiele nach dem Gehör.

Herr Müller. Das konnte ich mir bald einbilden. Glaubt sie, daß sie gut spielt?

Das Mädchen. Eine Meisterin bin ich nicht, das weiß ich; aber ich weiß auch, denn viele, viele junge und alte Herren haben mir es gesagt, daß ich ganz passabel spiele.

Herr Müller. Will sie mir als einem ehrlichen Manne glauben, so muß ich ihr bekennen, daß sie ‒ ‒ ‒

Das Mädchen (läßt Herrn Müller mit vielem Selbstgefallen und einer unbeschreiblichen Dreistigkeit nicht aussprechen) Nicht wahr, sie müssen es gestehen, daß ich ganz passabel spiele und recht artig singe?

Herr Müller. Es thut mir leid, daß ich ihr das Gegentheil bekennen, und gestehen muß, daß sie nicht passabel, sondern sehr schlecht spielt; daß sie nicht ganz artig singt, sondern beynahe gar kräht.

Adolph und Therese mußten lachen. Das Harfenmädchen aber zog schnippisch die Nase, und wurde nicht einmal roth.

Herr Müller fragte das Mädchen nochmals: ob es nichts weiter, ob es nicht nähen, stricken, waschen, oder irgend eine andre weibliche Beschäftigung gelernt habe?

Das Mädchen antwortete: Ich verdiene mit meinem Instrumente genug, und habe nicht nöthig, weiter etwas zu lernen.

„Weiß sie wol," fuhr Herr Müller fort, zu fragen, „daß sie eine Müßiggängerin ist?

und daß der Müßiggang zu allem Bösen führt? Weiß sie, daß sie eine muthwillige, leichtfertige Dirne ist? Daß das Gewerbe, was sie treibt, und wie sie es treibt, nur Betteley ist, und daß sie eigentlich nur vom Bettelbrode lebt? Ihr Herz ist schon sehr verwildert, und ich fürchte, ich fürchte, es wird mit ihr über lang oder kurz ein schlechtes Ende nehmen. Mir blutet das Herz, wenn ich Menschen, die fast noch Kinder sind, so verwogen in ein unausbleibliches Elend eilen sehe. Ich meynte es gut mit ihr. Ich kenne hier eine ehrwürdige Wittwe, die ein junges Mädchen sucht, solches unterrichten lassen, und es für ihren Umgang und zu ihrer Unterhaltung bilden will. — Ich stehe ihr dafür, armes verirrtes Mädchen! daß sie bey dieser Wittwe ihr Glück auf ihre ganze Lebenszeit hätte machen können; allein ich muß mein gutes Zutrauen wieder zurücknehmen, das ich anfangs zu ihr faßte, denn ich hielt sie für ein

unglückliches, für ein armes; aber nicht für ein so verdorbenes Mädchen.

„Adjös," sagte das Mädchen, und nahm ihre Harfe über die Achsel, und sagte im Weggehen: „Will mir der Herr sonst nichts, als seine guten Lehren geben, so kann er sie für sich behalten. Ich wenigstens kann sie nicht brauchen."

Und nun sprang das böse Mädchen trällernd und hüpfend in eine andre Straße hin, und Herr Müller blieb voller Verwunderung stehen. —

„O das ist ein abscheuliches Geschöpf!" rief Therese.

„Ja wol," antwortete ihr der Vater. „Kinder, seht wie lasterhaft und unglücklich ein Mensch werden kann, wenn er in seiner ersten Jugend vernachläßiget wird, und dann, wenn er älter wird, fortfährt, sich selbst zu vernachläßigen. Nützt die Wohlthat, daß ihr besser erzogen werdet, und wendet sie wohl an. Ueber mich und eure

Mutter habt ihr einst nicht zu klagen, wenn ihr nicht so gut werdet, als ihr seyn könntet, und als es eure Eltern wünschten.

Herr Müller ging nun mit seinen Kindern nach Hause. Vergnügt empfing sie Madam Müller. Sie hatte schon den Abendtisch zubereitet. Herrn Müllers Freude wurde noch lebhafter, als er einen seiner besten Freunde traf, der ihn lange, lange Zeit nicht besucht hatte.

Dieser Freund blieb zum Abendessen. Sie setzten sich zu Tische. Herr Müller erzählte alles, was er seinen Kindern gezeigt hatte. Die Kinder freueten sich, und diese Zurückerinnerungen waren ihnen sehr angenehm.

„Aber ein Geschichtchen muß ich ihnen doch noch erzählen,“ sagte Herr Müller. „Ich könnte dieses Geschichtchen das verunglückte Glückskind nennen.“

Adolph merkte sogleich, auf wen dieses zielen solle, und er stand auf, faßte seines

Vaters Hand, gab ihm einen Kuß, und sagte recht innig: „Bitte! Bitte Vater! nicht wahr du erzählst dieses Geschichtchen nicht?“

Aber es half kein Bitten, der Vater erzählte das Geschichtchen. Adolph wurde ausgelacht. Damit man sich aber nicht dabey aufhalten solle, lenkte Adolph das Gespräch auf das Harfenmädchen. Der Vater merkte bald, wo Adolph hinaus wollte und sagte: Mein Sohn! es ist wol gut, wenn man noch nicht der schlimmste unter den Menschen ist; aber es bleibt immer nur ein schlechter Trost. Man muß sich nie mit den schlechtern vergleichen, man muß sich nach den besten Menschen messen können, wenn man gewinnen und auf den Beyfall der Edlern Anspruch machen will.

Darauf erzählte Herr Müller die Geschichte von dem Mädchen ohne Arme. Sie waren alle darüber gerührt, und freueten sich, als er ihnen die Feder zeigte, die

das Mädchen geschnitten; als er ihnen die Schrift zeigte, die das Mädchen vor seinen Augen geschrieben hatte. Madam Müller und Herrn Müllers Freund, Beyde wollten das Mädchen nun auch sehen, und es reichlich beschenken. „Es ist zwar die erste Person nicht, die ich ohne Arme sehe,“ sagte der Hausfreund: „Noch vor kurzem, als ich in England war, lernte ich einen Mann kennen, der ebenfalls ohne Arme gebohren war. Sein Nahme war William Kingston. Er war ein Pachter. Dieser Mann hatte es so weit gebracht, daß er alles, was sonst mit den Händen verrichtet werden muß, mit seinen Füßen verrichten konnte.“

„Konnte er auch mit seinen Füßen schreiben, wie dieses Mädchen?“ fragte Therese.

„O, er leistete nicht nur das, sondern noch weit mehr,“ erzählte der Hausfreund:

„Er schrieb nicht nur, er schrieb sogar sehr geschwind und sehr fertig. Seine Schriftzüge waren so schön, daß man schwerlich zwischen diesen und denen eines sehr guten Schreibers einen Unterschied auffinden konnte. Hören sie weiter: Ich sah ihn Thee trinken, und er führte sehr geschickt und mit vieler Leichtigkeit die Tasse mit seinen Zehen zum Munde."

Adolph. Ach, das hätte ich sehen mögen! Das muß ein sonderbarer Anblick gewesen seyn.

Adolphs Vater erwiederte: Vermuthlich würdest du dich des Lachens nicht haben enthalten können, wie du es gewöhnlich machst, wenn du etwas Auffallendes zum ersten Mal siehst. Wer aber weniger unbesonnen und leichtsinnig ist, als du, den setzen solche Erscheinungen in Erstaunen, und er fragt sich: würdest du, wärst du eben so unglücklich geboren worden, eben so viel Geduld

und Beharrlichkeit geäußert, würdest auch du dir so viel bewundernswürdige Geschicklichkeit erworben haben?

Der Hausfreund fuhr fort zu erzählen: „Ich bin Augenzeuge gewesen, daß er sich selbst mit seinen Füßen rasirte; ich sah ihn, wie er sich an- und auskleidete. Er ritt öfters, und dann sattelte und zäumte er mit den Füßen sein Pferd. Aber was mir von dem Manne vozüglich gefiel, und was ihm meine innigste Achtung erwarb, war das: Er zog nicht im Lande herum, ließ sich nicht für Geld sehen; sondern lebte von seinem Fleiß und von seiner Geschicklichkeit, wie alle andere fleißige und geschickte Menschen, die die Natur nicht so wunderbar auszeichnete. Er molk seine Kühe; mähete das Heu; band es zusammen; kurz, er verrichtete alle Feldarbeit; stellte sein Gesinde selbst an; regierte das ganze Hauswesen, und war überall gegenwärtig. Und durch

seinen unermüdlichen Fleiß, durch seine Erfahrungen war er aus einem recht sehr dürftigen Landmanne ein begüterter, wohlhabender Pachter geworden. Wer ihn kannte, schätzte ihn; die Vornehmen, wie die Geringen bezeigten ihm sehr auszeichnend ihre Achtung.

„Das ist viel! sehr viel,“ riefen alle aus, die diese Erzählung anhörten.

Herr Müller und der Hausfreund sprachen noch viel über diese Geschichte. Beyde erzählten sich, wie ihnen bald das, bald jenes Anfangs recht sehr sauer geworden sey, und daß sie bey fortdauernden Versuchen und Uebungen gefunden hätten, daß es ihnen immer leichterer und leichterer geworden sey, und daß sie durch das Ausdauern ihres guten Willens und durch Beharrlichkeit viel, sehr viel möglich gemacht hätten, was ihnen zuvor unmöglich geschienen habe. Die Kinder hatten hier manche Gelegenheit, sich

belehren zu lassen, und der Abend verschwand unter diesen lehrreichen und nützlichen Gesprächen. Adolph schlief gewöhnlich Abends um neun Uhr schon ein; heute war ihm kein Schlaf in die Augen gekommen, und es schlug doch schon eilfe auf allen Thürmen der Stadt. Die kleine vergnügte Gesellschaft wußte nicht, wie schnell der Abend verschwunden war.

VIII.

Ferdinand.

Ferdinand war als ein Knabe von drey Jahren, sehr drollig; hatte Einfälle, über die sich manche ältere Leute freueten und vergnügten, und das war die Ursache, warum sie sich so gern und so viel mit ihm abgaben. Als er älter wurde, hatten sie weit weniger Vergnügen an ihm.

Als dreyjähriges Kind hatte er nur bisweilen eine Frage gethan; hatte er nur bisweilen über manche Dinge, die ihm befremdend schienen, seine Bemerkungen ge-

äußert; als Knabe von acht bis neun Jahren mischte er sich unter die erwachsenen und ältern Leute, die miteinander sprachen, und wurde ihnen bald mit seinen Fragen zur Last; bald störte er sie durch seine läppischen, kindischen Bemerkungen, und alle, die vorher Vergnügen an ihm gefunden hatten, zürnten nun auf ihn. Er fragte nach Dingen, die ihm zehn Mal erklärt, zehn Mal erzählt worden waren, und machte die, welche ihn als Kind recht gern um sich gehabt hatten, unwillig. Sprachen Vater und Mutter mit einander, so mischte er sich darein, und er zog sich dadurch die bittersten Verweise zu. Er sollte schweigen, und immer sprach er wieder. Wenn er in einer Gesellschaft war, so konnte niemand zum Worte kommen. Als Kind hatte er erwachsene Leute sprechen lassen; als Knabe wollte er das Wort führen, und sprach über Dinge, wovon er nichts verstand.

Als Kind hörte er gelassen zu, was man

ihm sagte; als Knabe machte er aber nicht etwa Einwendungen, um sich besser zu unterrichten, und das genauer zu fassen, was ihm erklärt wurde; nein! er widersprach oft, und wollte vieles besser wissen, als andere Leute, obgleich diese es genauer und richtiger verstanden.

Als Ferdinand ein Kind war, sagte man oft zu seinen Eltern, wenn diese ihre Freunde besuchen wollten: Bringen sie doch ihren kleinen Ferdinand mit. Als Ferdinand zum Knaben herangewachsen war, so mochte keiner dieser Freunde Ferdinanden um sich haben.

„Vater," fragte Ferdinand: „warum muß ich jetzt zu Hause bleiben? Sonst nahmst du und die Mutter mich in alle Gesellschaften mit.

„Daran bist du selbst Schuld," antwortete der Vater: „Wirst du Andern durch

unnöthige Fragen, die man dir öfter als ein Mal schon beantwortet hat, nicht mehr zur Last fallen; wirst du nicht mehr dazwischen reden, wenn Größere sprechen; wirst du nicht über Dinge voreilig urtheilen wollen, wovon du keine Kenntniß hast, und diese noch nicht haben kannst; wirst du es nicht mehr wagen, andern und besonders erwachsenen Leuten zu widersprechen; wirst du künftig bescheidener in Gesellschaften seyn: so wird man dich auch wieder gern um sich haben, und du wirst weniger allein und einsam bleiben dürfen, als du es zeither mußtest. Denn, wohin hätte ich dich mitnehmen können, da dich, als Knabe, kein Mensch gern um sich haben mag, ob sie dich gleich als Kind so gern um sich hatten?

Ferdinand versprach es dem Vater, diese Unarten abzulegen.

Der Vater hatte zu dem Versprechen seines Sohnes ein gutes Zutrauen, und

nahm seinen Sohn wieder in die Gesellschaft einiger Bekannten mit. Ferdinand that sich wirklich Gewalt an; aber ehe er sich es versah, sprach er schon wieder, ohne gefragt zu seyn; mischte er sich schon wieder unter die Gespräche der Erwachsenen, wovon er nichts verstand; wollte er schon wieder bald dieses bald jenes besser wissen, als Andre, die sich genauer überzeugt hatten, und das, was sie gesagt und erzählt hatten, bestimmt und gewiß wusten. Einige in der Gesellschaft wurden über den voreiligen Knaben verdrüßlich. Der Vater merkte dieses, und Ferdinand mußte die Gesellschaft verlassen.

„Ferdinand! Ferdinand!“ sagte der Vater, als er aus der Gesellschaft wieder nach Hause gekommen war; „Siehst du nun ein, wie schwer es wird, sich gewisse Unarten, die man sich angewöhnt hat, wieder abgewöhnen zu können? Ich habe es zwar bemerkt, daß du heute aufmerksamer auf dich

warst, als ehedem; und doch gelang dir es nicht, so viel Gewalt du dir auch anthatst, deine angewohnte Unart ganz unterdrücken zu können. Ich bin heute zufriedener mit dir, als ich es sonst war. Sey noch aufmerksamer auf dich, als du es heute warst, und du wirst die glücklichen Folgen sehr bald davon einsehen lernen, und einen bedeutenden Nutzen haben. Werde nicht muthlos, weil dir deine ersten Versuche fehlgeschlagen sind, arbeite an deiner Besserung unermüdet fort, und ich, und alle Menschen werden gewiß sehr bald mit dir zufrieden seyn; man wird dich wieder gern in seiner Gesellschaft haben, und deine Mitmenschen werden dich nicht mehr von sich zu entfernen suchen —

Ferdinund hatte viel Mühe mit sich, daß er sich diese Unarten alle wieder abgewöhnen konnte. Es dauerte fast ein Jahr, ehe die, welche ihn zuvor gekannt und seine Gesellschaft geflohen hatten, ihn wieder liebge-

winnen konnten. Endlich war es ihm aber doch gelungen, und alle Menschen, mit denen er Umgang hatte, alle Gesellschaften, in welche man ihn wieder aufnahm, liebten ihn, und hatten ihn gern um sich.

Ende des vierten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl,

Kleine Kinderwelt oder neues Lesebuch zur ersten Bildung des gesunden Menschenverstandes für das Alter von fünf bis acht Jahren

Bd.: 4

Leipzig 1801

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.263(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301451-5